

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

Bermischte Erzählungen und Aufsätze.

Kapital und Zinsen.

(Mit einer Abbildung.)

Bastian und seine Frau Katherine waren ein Ehepaar, das die Tauben nicht passender hätten zusammenlesen können. Sie lebten fleißig und zufrieden in ihrem Häuschen, das in einem niedlichen Gärtchen stand und mit demselben einen Werth von sechshundert Franken hatte. Die auf einigen Ares gepflanzten Erdäpfel reichten für's Jahr nicht aus, allein sie deckten den Rest durch Arbeiten. Allen großen Eigenthümern der Umgegend waren sie durch ihre Arbeitsamkeit und ihre Pünktlichkeit bekannt und wurden zur Erntezeit gerne von ihnen als Tagelöhner angestellt. Kurz, Bastian und Katherine waren reich, denn sie konnten ihre bescheidenen Wünsche erfüllen, und wenn sie auch nichts ersparen konnten, so hatten sie doch ihr tägliches Brod.

Kinder hatten sie keine, und wenn dieser Mangel ihnen auch bisweilen einen Seufzer auspreßte, so erkannten sie bald in drückenden Augenblicken, daß der liebe Gott Alles auf's Beste eingerichtet, und daß zwei Mäuler besser zu stopfen sind als ein halb Duzend.

Bald hätte ich vergessen zu sagen, daß unser trautes Ehepaar auch Zinsen hatte: ein Onkel Katherinens hatte ihr fünfzig Franken vermacht, und Bastian sollte beim Ableben eines alten Verwandten eine gleiche Summe erben.

Zwei Franken fünfzig Centim Zinsen und vielleicht ebensoviel in Aussicht, welch' Arm-seligkeit! werden gewisse Leute sagen, die die ihrigen nach Tausenden zählen, das war wohl der Mühe werth es zu erwähnen. Ganz gut! meine Herren. Was ihr so gering schähet, war für Bastian und seine Frau ein wahrer Reichthum, und sie waren mit Weniger glücklicher als ihr mit euerm Ueberfluß. Vielleicht habt ihr Aussicht, wie sie, einen alten Onkel zu erben, aber mit Ungeduld wartet ihr ihm auf's Ende. Auch hierin unterscheidet ihr euch von unserm Ehepaar, das, weit entfernt die Erbschaft des guten Vettters Christoph zu wünschen, ihn mit Rath und That zu pflegen suchte, wenn er unpäplich war.

Doch eines Sonntags Morgens öffneten sich die Fenster des Vettters nicht und er erschien auch

nicht, wie gewöhnlich, unter der Hausthüre, seine Pfeife zu rauchen.

„Wäre der Vetter vielleicht krank?“ sagte Bastian zu seiner Frau; „ich habe ihn heute noch nicht gesehen, und am Sonntage ist er immer früh auf den Beinen, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Will einmal zu ihm gehen.“

Als Bastian in Christophs Stübchen trat, sah er mit Schrecken die Unbeweglichkeit des Greisen und erkannte beim Nähertreten, daß er schon einige Zeit verschieden sein mußte, denn er war eiskalt. Bastians erste Bewegung war auf die Kniee zu fallen, und für die Seelenruhe des Verstorbenen zu beten; dann besorgte er die Beerdigung.

Nach Zahlung der Leichen- und Nachlastkosten blieb dem einzigen Erben Christophs die runde Summe von fünfzig Franken.

Als Bastian mit der Erbschaft in der Tasche heimkam, sagte er zu seiner Frau: „Nun bin ich so reich wie du, Katherine.“ „Wirklich, versetzte sie lächelnd: Fünfzig und noch einmal fünfzig macht hundert; das ist zu viel Glück! Was werden wir mit dem vielen Gelde anfangen?“

Bastian lächelte pfiffig wie einer der etwas Rechtes heraus gedichtet hat und es errathen lassen will, dann sagte er:

„Daß der Vetter Christoph gerade jetzt gestorben ist, kommt mir vor, als ob wir vom Kleingärtner Großgärtner werden sollten.“

Der Bastian lächelte wieder pfiffig, schwieg eine Weile um seine Frau recht neugierig zu machen und sagte dann: „Du hast so eben ausgerechnet, daß deine fünfzig und meine fünfzig Franken gerade hundert Franken machen, sechshundert Franken, den Werth unsers Eigenthums, dazu gerechnet, macht zusammen siebenhundert Franken. — Nun, merkst du immer noch nichts?“

„Meiner Treue, nein, erwidert sie naiv; du weißt, ich errathe nicht leicht. Ah! jetzt hab' ich's, du willst spassen und mich zum Besten haben.“

„Was denkst du, Katherine? rief Bastian mit schmerzlicher Bewunderung aus; ich kann diese Scherereien nicht gut leiden; das Herz gewöhnt sich gar schnell daran, und pflegt dann auch mit göttlichen Dingen, und zuletzt mit dem lieben Gott selbst seinen Späß zu treiben. Späß treibe

ich nicht in der Trauerzeit und am wenigsten mit dir. Bedenke nun, daß ich gerade heute die fünfzig Franken erben mußte, weil morgen dem Martin sein Anwesen, Haus, Garten und Grasgarten mit den schönen Obstbäumen versteigert wird, mit der Bedingung, daß die Summe von siebenhundert Franken baar ausbezahlt werden muß.“

Die Frau schüttelte bedenklich den Kopf, nicht weil ihr das Großgärtnerwerden nicht gefiel, sondern weil es ihr nicht in den Kopf ging, daß sie auf einmal vornehm werden sollte. Wir besitzen jetzt wohl hundert Franken, haben aber nur fünfzig in Händen, setzte sie hinzu, da du die andern fünfzig dem armen Weber Lambert geliehen hast, der mit seinem Häuflein Kinder und seinem magern Verdienste sie gewiß nicht in der Truhe daliegen hat, sonst hätte sie der ehrliche Mann schon längst zurückbezahlt. Und unser Häufel, das ist auch nicht so schnell an den Mann gebracht als ein reiches Mädchen. Nein, nein, Bastian, ich meine es wäre besser, wenn wir blieben was wir sind.“

„Du bist doch der lebendige ungläubige Thomas, erwiderte Bastian etwas ärgerlich. Ich will ja nicht oben hinaus; wenn ich aber mit Gottes Hilfe für unsere alten Tage ein besseres Loos gründen könnte, so meine ich, wäre es Pflicht. Auch will ich ja Martins Anwesen ehrlich kaufen und nach und nach bezahlen, da Termine auf drei Jahre gestellt sind. Und ich denke, es aus dem Ertrage selbst zu bezahlen, wenn ich nur einmal die erste Summe in Richtigkeit gebracht habe, was ja vortrefflich geht. Für unser Häufel hab' ich einen Käufer; Martin's Knecht hat es schon lang auf dem Strich. Er bezahlt's baar. Die dem Weber geliehenen fünfzig Franken, nun die müssen wir freilich aufkündigen.“

„Das bricht mir das Herz, Bastian, wo soll der arme Weber das Geld hernehmen? Es wird ihm in der theuern Zeit sauer genug, sich durchzuschlagen, und seine Interessen hat er doch immer ordentlich bezahlt, ich meine...“

„Unglücklicherweise verhält es sich nicht so, entgegnete Bastian mit gerunzelter Stirne! Es sind schon über zwei Jahre her, daß er auch nicht einen rothen Heller mehr bezahlt hat, und so erhöht sich's alle Jahre und am Ende kann er's nicht mehr erschwingen. Einmal muß er doch das Kapital zurückzahlen. Er thäte überhaupt besser, wenn er sein Häufel verkaufte und sich schuldenfrei machte. Sein Nachbar will's ihm gut bezahlen.“

„Aber, Bastian, ist es dir wirklich ernst?

Könntest du den armen Teufel zwingen sein Obdach zu verkaufen? Wo soll er denn mit seiner zahlreichen Familie unterkommen? Unter solchen Umständen würde kein Segen auf unserm Gelde ruhen.“

„Sachte, sachte Katherine! wer redet denn vom Zwingen? ich gewiß nicht. Ich denke aber so, wenn ich das Geld dem Weber aufkündige, wird er mir sagen: ich kann es augenblicklich unmöglich, ich werde mich aber einrichten, damit ich's in einem Vierteljahr bezahle; ich könnte dann auf sein Wort zählen und zum Notar gehen, der mit der Versteigerung beauftragt ist, und ihm sagen: Herr Notar, strecken Sie mir die fünfzig Franken vor, die mir zu den nöthigen siebenhundert Franken fehlen. Ohne zu prahlen, hab' ich doch in der Gemeinde eine Reputation die auch ihren Werth hat, und ich darf darauf wetten, daß er sagen wird: Recht gerne, Bastian! Nun bedenke einmal was unsere jetzige Lage ist, und was sie alsdann sein wird: Höchstens mästen wir ein Schwein alle Jahre, wenn's gut geht; laufen wir aber Martin's Gut, dann können wir eine Kuh halten: das Buttern verstehst du auf's beste, und ein kleiner Milchhandel wäre auch nicht zu verachten. Anstatt die harte Arbeit mit mir zu theilen, was mir schon lang schwer auf dem Herzen liegt, könntest du zu Hause bleiben, die Kuh mit ihrem Kalbe besorgen, ein paar Schweine mästen, Gänse, Hühner, Enten, Tauben nachziehen, und Gemüse im Garten pflanzen. Das wäre Arbeit für eine Frau. Nun, was hältst du davon, Katherine?“ sagte er und sah sie dabei mit Augen an, in welchen all' das Glück widerspiegelte, das er da aufgezählt hatte.

„Freilich, erwiderte die Frau, indem diese schönen Bilder des behaglichen Lebens an ihrer Seele vorüberzogen, und wenn du dem Lambert die nöthige Zeit zur Abzahlung lässest, kann ich nichts dawider einwenden, auch will ich gleich selber zu ihm gehen und ihm das Geld aufkünden.“

„Nein, nein, Katherine, das geht nicht so; ich kenne zu gut dein weiches Gemüth, als daß ich dir diesen Auftrag anvertrauen könnte. Beim ersten herzergreifenden Worte Lamberts würdest du nachgeben, und aus der ganzen Geschichte würde nichts. Du kannst dich einstreuen bedenken, ob wir eine weiße Kuh mit schwarzen Flecken oder eine lappfarbene kaufen wollen, erstere geben gewiß mehr Milch.“

Hierauf ging Bastian in die Kammer und zog das Sonntagsgamisol an, gab der Frau die fünfzig Franken und zugleich das Schlüsselchen zum Wandkästchen, um das Geld sicher zu ver-

wahren und trat dann den Weg in's Oberdorf zu seinem Schuldner Lambert an, der an nichts weniger dachte, als daß ihm heute ein solches Unglück, wie die Kündigung war, drohen sollte.

Der Weber war unstreitig der Aermste im Dorfe. Er hatte eine starke Familie zu ernähren, und wie fleißig auch das Weberschiffchen hin- und herflog, so brachte er beim geringen Lohn kaum heraus für die tägliche Nahrung. Kommt dann in einer solchen Haushaltung ein Unglück vor, das sie nöthigte, Schulden zu machen, so kann sie sich nicht mehr erholen, und das Elend schlägt seinen Sitz bei ihr auf. So war's Lambert ergangen. Erst war der Vater, dann die Mutter, dann zwei Kinder erkrankt und gestorben. Seine in bessern Zeiten gemachten Ersparnisse gingen drauf; er wandte sich an seinen Freund Bastian, der bereitwillig die besagten fünfzig Franken lieh. Der arme Weber hatte aber in der Stadt einen Bruder, ein alter Junggeselle, der erstaunlich reich war. Wahre Blutegel für die armen Teufel die ihm Geld ablehnen mußten, hatte er durch Wucherzinsse ein großes Vermögen zusammengescharrt. Der garstige Geiz erlaubte ihm nicht etwas von seinem Reichthum zu genießen. Als beim Weber die Noth auf's Aeußerste gestiegen und er ihn um Unterstützung ersuchte, wurde er von demselben ohne Erbarmen abgewiesen als ein Faulenzler der nur auf andrer Leute Kosten leben wolle.

Von diesem Tage an sprach der Weber seines Bruders Namen nur in seinen Gebeten aus, in welchen er den Himmel anflehte, denselben von seinem verderblichen Wege abzuwenden, und ihm ein christlich mitleidiges Herz zu verleihen.

Beim Eintreten in Lambert's Stube sah Bastian gleich ein, daß sein Schuldner nicht zahlen konnte. Der arme Weber saß zwar auf seinem Webstuhl und arbeitete, aber es ging gar nicht flugs. Das Schifflein fuhr so langsam hin und her, als müsse es gegen Wind und Wellen ankämpfen und als könnten die tiefen Seufzer aus der Brust des Webers seine Segel nicht schwellen. Bleich und abgezehrt sah er seine Arbeit in verzweifeltem Stillschweigen an.

Seine Hausfrau, die fleißige Martha, saß am Fensterlein, beschäftigt mit einer überaus künstlichen Arbeit; sie war nämlich daran aus einem alten Rattumleide, dessen ursprüngliche Farbe unerrathbar war, ein neues Kleidchen für ihre älteste Tochter zu machen. Dabei war ihr Angesicht bleich und es fiel bisweilen eine Thräne auf ihre Arbeit, die sie dem Blicke ihres Mannes sorglich verbarg. Die zehnjährige Augustine stand dabei und trug ihr kleines Brüderchen auf

dem Arme. Zwei jüngere Kinder saßen auf der Erde, schälten Kartoffeln, welche dann ihre Schwester Liseite abwusch und in Schellen schnitt. Es war außer dem Tönen des Webstuhls kein Laut zu hören, denn die Seufzer der Eheleute waren durch das Hin- und Herrollen des Schiffchens und das Anschlagen des Rohrblattes übertönt.

Der Anblick des Elendes machte einen tiefen Eindruck auf Bastians Herz, allein seine Seele war zu voll von der Glücksschilderung, die er kurz vorher seiner theuern Frau ausgesprochen, um sein Mitleiden nicht zu überbieten. Er grüßte befangen seinen Schuldner.

„Grüß Euch Gott, Bastian; sehet Euch in den Sorgenessel.“

Bastian setzte sich: „Ihr werdet wohl wissen, warum ich komme,“ sagte er etwas verleger.

„Ich wollt' ich wüß't's nicht, entgegen: der Weber. Das wäre besser für Euch und für mich; Ihr wollt ohne Zweifel Eure Zinsen holen?“

„Und das Kapital dazu, wenn es sein könnte,“ setzte Bastian zur Erde sehend hinzu. „Es ist mir ein Fall vorgekommen, der mich nöthigt, das Kapital einzuziehen.“

„Du lieber Gott! gerade heute!“ sagte der Weber mit ersticker Stimme. Martha, erzähle doch einmal dem Bastian, wie wir zu den Kartoffeln gekommen sind, die du uns heute zu Mittag kochest.“

Aber anstatt zu reden, fing die arme Frau an zu weinen. Sie hüllte ihr Gesicht in die Schürze und suchte ihr Schluchzen zu verhalten.

Lambert wandte sich gegen Bastian mit einem Lächeln, das herzdurchbohrender war als die Thränen seiner Frau. „Heute,“ sagte er, „machen wir ein Kunststück, das Ihr nicht begreift, wir essen mein Sonntagsgilet, das sich in ein oder zwei Liters Kartoffeln verwandelt hat. Wenn Ihr unser Gast sein wollt, seid Ihr freundlich eingeladen.“

Bastian war auf's Innigste gerührt; aber sich gegen das natürliche Mitleidsgefühl sträubend, sagte er: „Zum Spassen bin ich nicht hergekommen, auch nicht um Flausen anzuhören; Ihr hättet besser daran gethan, meine ich, mein Geld nicht abzuborgen, wenn Ihr es nicht abzahlen könntet in der Zeit, wo Euer zutraulicher Gläubiger es selbst braucht. Ihr müßet sehen, wo Ihr das Geld auftreibt, damit ich nicht genöthigt werde die Wege der Tribunalien einzuschlagen.“

„Nu, das thut Ihr gewiß nicht, Bastian; Ihr seid viel zu edelmüthig, als daß Ihr einen unglücklichen Vater mit Weib und Kindern auf die Gasse hinauswerfet.“

„Aber, Lambert, Ihr habt ja in der Stadt einen reichen Bruder, warum wollt Ihr Euch nicht an ihn wenden? er wird Euch doch um fünfzig lumpige Franken nicht stecken lassen, er der hunderttausende besitzt!“

„Laßt mich doch um Gotteswillen mit meinem Bruder im Frieden, erwiderte der Weber; der ist eben so arm wie ich. Wenn der mich und die Meinigen mit einem Franken vom Hungertode retten könnte, würde er's gewiß nicht thun. Die Erfahrung hat mich leider davon überzeugt. Es ist peinlich, Euch mit Familiensachen bekannt zu machen, welche das unwürdige Verfahren eines Mitglieds derselben enthüllen, allein Ihr zwingt mich dazu.“

Tiefes Stillschweigen folgte auf diese Worte, welches Lambert unterbrach indem er sagte: „Braucht Ihr denn das Geld so dringend nöthig?“

„Morgen früh sollte ich's schon haben,“ sagte Bastian, und trotzte damit seinem eigenen Herzen, das weich geworden war.

Jetzt kam die gute Wartha ihrem Manne zu Hilfe, der niedergeschlagen stillschwieg.

„Ihr habt keine Kinder, Nachbar, und wisset nicht wie es einem Mutterherzen zu Muth ist, wenn diese unschuldigen Geschöpfe, die uns der liebe Gott anvertraut hat, weinend ein Stück Brod begehren, das sie ihnen nicht geben kann, sonst hättet Ihr gewiß Erbarmen mit uns.“

Durch Bastians ganzen Körper rieselte es eisalt: „Nun, sagte er, ich will etliche Wochen Geduld haben, aber länger nicht. Ich kann nicht.“

„Ich danke für die zugestandene Frist, sagte alsdann Lambert. Durch eine Lüge könnte ich Euch jetzt loswerden, wenn ich sagte: In etlichen Wochen sollt Ihr euer Geld haben; aber das thue ich nicht; denn ich weiß, daß ich Euch in etlichen Wochen eben so wenig euer Geld geben kann als heute. Ich will Euch lieber mit den Worten des Knechtes im Evangelium an seinen Herrn anreden: Habe ein wenig Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen.“

„Das paßt nicht, entgegnete Bastian ärgerlich. Ich bin Euer Herr nicht, und Ihr seid mein Knecht nicht.“

„Doch, doch, rief Lambert aus. Ist der nicht ein Herr, der seinen Mitmenschen in's äußerste Elend bringen kann, und ist nicht der ein Knecht der das von Rechts wegen nicht verhindern kann.“

„Ihr wißt wohl, daß der Knecht im Evangelium des Willeids seines Herrn nicht werth war, denn er hatte auch keines mit seinem Wittnecht.“

„Das ist eine harte Rede, Bastian, sagte Lambert schmerzlich. Ihr wißt, daß mir Niemand

etwas schuldig ist, und wenn's jetzt zum Bankrott mit mir kommt, kann's leicht sein, daß Ihr anstatt fünfzig nur zwanzig, vielleicht noch weniger, bekommt; ich aber muß Brod und Obdach betteln gehen, was ich ohnehin schon morgen thun muß, wenn der liebe Gott kein Wunder an mir thut.“

„Was für ein Wunder?“ fragte Bastian barsch.

„Das Eliaswunder,“ antwortete Lambert und begann seine Arbeit wieder mit der nämlichen Duldermiene, wie er sie hatte vorher fallen lassen. Plötzlich sagte er mit thränenenerfüllten Augen zu Bastian: Wißt Ihr was ich da webte? — Das Hungertuch für meine Frau und Kinder und mich! wie wird das schmecken, wenn wir daran nagen!“

Sei es, daß er nicht länger eine solche Rührung aushalten konnte, oder dieselbe seinem Schuldner verbergen wollte, Bastian drehte sich barsch um und eilte mit einem Grusse zur Thüre hinaus. Statt nach seinem Häuschen sich zu wenden, ging er die Gasse hinab in's Feld. An seinem Gange hätte man errathen können, daß er ohne absichtliches Ziel war. Die Hände auf dem Rücken, den Kopf auf die Brust gesenkt, war er in Gedanken vertieft; denn er sah die Vorübergehenden nicht, ja erwiderte nicht einmal ihre Grüße, was ganz gegen seine Gewohnheit war. Bisweilen blieb er stehen. Einem Beobachter hätte es nicht entgehen können, daß es in ihm gewaltig arbeiten mußte, weil seine Brust sich rascher hob und senkte als gewöhnlich, ja es schien als zöge durch sein weiches Herz eine tiefe Wehmuth, die allmählig mehr und mehr an Macht zu gewinnen schien.

Nach einer halben Stunde klopfte Bastian wieder an der Thür des armen Webers, und mit niedergeschlagenen Augen trat er ein, wie einer der sich entweder seiner Schwachheit oder seiner Härte schämt.

„Lambert, sagte er, nachdem er sich stille dem Weber gegenüber gesetzt hatte, Ihr habt ganz sonderbare Redensarten, die Einem das Herz durchschneiden: bald wollt Ihr euer Sonntagsgütel essen und ladet mich dazu ein; bald redet Ihr von dem Eliaswunder; endlich sagt Ihr, Ihr webet an euerm Hungertuche. Ihr denket vielleicht, daß ich den Sinn dieser Worte nicht verstehe; ich verstehe aber das Evangelium so gut wie Ihr, und wenn ich kein Knecht bin, der Euch Brod und Fleisch im Schnabel zuträgt, so habe ich doch ein Christenherz, und kann auf meine Lieblingswünsche verzichten, um einem leidenden Mitmenschen die helfende Hand zu reichen. Fern sei von mir der Gedanke, daß der

liebe Gott zu Eurer Gunst ein Wunder wirke, eines sündigen Menschen wegen wie ich; denn ich mag sein wie ich will, so möchte ich doch den Verweis nicht auf mich ziehen, den der Heiland gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer aussprach, die auch ein Wunder von ihm verlangten! Ich habe gedacht, zu Euch zurückkommen zu sollen, Euch zu sagen, daß ich fünfzig Franken geerbt, die ich Euch leihen will, damit mein Gut haben ein rundes Sümmechen ausmache und Ihr euch damit aus der Noth helfen könnet."

Lambert hielt das Weberschiffchen in der Hand, das er eben auf die andere Seite schieben wollte und sah mit bewegten Zügen den Bastian an: "Wie? fragte er erstaunt, das wollt Ihr thun? Gott wolle es Euch reichlich vergelten und lohnen; denn Ihr rettet uns vom Hungertode und von der Verzweiflung."

"Eure Rede und eure Auszüge aus dem Evangelium haben mich in's Gedränge gebracht, dann haben sie mir gezeigt, was ich thun soll. Es ist also aus mit meinem Vorhaben Großgärtner zu werden; allein Eurerseits redet mir nicht mehr vom Bettelgehen, vom Verhungern und Verzweifeln. Ich habe den Sinn Eurer Worte errathen, errathet auch denjenigen der meinigen."

Als Lambert nicht wußte was er sagen sollte, erzählte ihm Bastian alles, was er vorgehabt. Dana sagte er: "Ich möchte heute den ungerechten Haushalter im Evangelium wieder zu Ehren bringen, da ich Euch frage: Wie viel seid Ihr mir schuldig?" — "Fünfzig Franken," sagte Lambert mit einem schweren Seufzer. "Nun, so nehmt Euern Brief und schreibt flugs hundert. Meine Frau wird's Euch gleich bringen!" Und ehe noch Lambert oder seine Frau ein Wörtlein sagen konnten, war Bastian schon zur Thüre hinaus, und draußen sagte er zu sich selbst lachend: Ich will doch sehen, ob mich der Lambert mit dem Evangelium übertrifft?

Je näher er aber seiner Wohnung kam, desto mehr verschwand sein gutmüthiges Lächeln. Er wußte wirklich nicht wie Katherine seine Auslegung des Evangeliums und die Ehrenrettung des ungerechten Haushalters aufnehmen würde.

Als er die Thüre öffnete, kam ihm Catherine entgegen und sagte: "Der Kauf ist abgeschlossen, die Kuh unsers Nachbarn Nicolas, die weiß und schwarz gestreifte, wie du sie gerne hast, und die täglich fünf Maß Milch gibt, ist unser. In einigen Minuten war der Kauf abgeschlossen, denn es fehlt ihm an Platz. Welch Glück! Ich habe zugleich einen Käsetorb und ein Butterfaß

bestellt; ich kann nicht erwarten bis die Arbeit angeht."

"So! sagte Bastian langsam. Nun, es kann lange dauern bis das geschieht. Ich habe mir die Sache noch einmal überlegt und gefunden, daß es mit der Großgärtnerlei eine närrische Einbildung war. Ich glaube, wir beide passen nicht dazu."

"Was schwagest du jetzt für Gezeug! Nachdem du mich mit vieler Mühe für deine Meinung gestimmt, mir durch deine Vorspiegelungen Lust dazu eingeflößt und meine Einwilligung erhalten hast, sattelst du um, und kommst auf meine Idee zurück, daß wir für die Großgärtnerlei nicht tauglich sind! Wohl! ich erkläre dir meinerseits, daß es zu spät ist, daß der Verkauf abgeschlossen ist, und daß ich dem Nachbar Nicolas fünf Franken Draufgeld gegeben habe."

"Das hat nichts zu sagen, der Nachbar ist kein Geldsack; er wird dir dein Draufgeld zurückgeben und den Kauf aufheben. Ich will dir's nur sagen, sonst drückt's mir das Herz ab, mit der Großgärtnerlei ist's nichts. Der arme Weber kann mir das Geld nicht geben, und da er einmal deine fünfzig Franken hat, da dachte ich, er könne die meinigen noch dazu nehmen, dann sind wir beide gleich bei ihm interessirt und das ist unter rechtlichaffenen Eheleuten das Beste."

"Was! schrie Katherine ernstlich aufgebracht: Aus dem Meisten, Buttern und Käsen soll nichts werden? Die Kuh soll ich fahren lassen und den Käsetorb und das Butterfaß abbestellen? Daraus wird nichts. Erst sagst du, ich soll nicht zum Weber gehen, weil ich ein zu weiches Gemüth hätte, und nun gehst du selbst hin und lässest dich von ihm weichtneten und an der Nase herumführen, und wirfst ihm noch deine fünfzig Franken an den Kopf!"

Bastian setzte sich im nemlichen Augenblicke als seine Frau heftig erregt aufgesprungen war. "Nun, Katherine, setze dich ruhig und höre was ich bei Lambert erlebt habe!"

Sie gehorchte, allein sie hatte einen rothen Kopf und ihre sonst so freundlichen Augen sprühten ordentlich Feuer.

Nun erzählte er alles, was vorgefallen war, und seine Erzählung wurde oft durch die Thränen unterbrochen, die ihm diese Erinnerung auspreßte. Anfangs hörte sie gleichgiltig zu, aber allmählig wirkten die weichherzigen Worte ihres Mannes auf ihr gefühlvolles Herz und verschleuderten den noch tobenden Sturm. Zuletzt standen ihr Thränen in den Augen. Sie mußte aber keine Frau gewesen sein, wenn sie sich ganz unbedingt ergeben hätte. Sie versteckte ihr besiegt's Herz

hinter eine trotzige Miene und sagte: Du willst mich mit der Geschichte fangen, damit ich die Kuh vergesse; da irrst du dich. Hühner, Enten aufgeben, nein, das kann ich nicht! mache, was du willst; aber den Schlüssel zum Geldschranklein, wo die fünfzig Franken liegen, den gebe ich dir nicht.

Vastian merkte, daß sich der Wind gedreht, daß er das Spiel gewonnen habe und lächelte mild. „Wenn weiter nichts ist, sagte er, so ist's gut; denn der Schlüssel zum Brodschrank schließt auch auf.“

„Woher weißt du das, du böser Mann!“

„Von einer Frau, erwiderte er mit schallhafter Miene, die ihren Mann bestohlen hat. Diese glaubte denselben eines Tages an der Arbeit, er aber stand vor dem Wandschälterchen in der Küche, und sah wie seine Frau der armen Wittwe Claude, die klagte, weil sie kein kein Brod für ihre fünf hungrigen Kinder hatte, einen Franken aus dem Wandschranklein holte und dabei sagte: Die Linke braucht es nicht zu wissen, was die Rechte thut. Mein Mann hat den Schlüssel in der Tasche, aber der Schlüssel zum Brodtäschchen schließt auch auf! Der Mann schlich heimlich wieder an seine Arbeit und hat seiner Frau nicht ein Sterbenswörtchen darüber gesagt, weil sie recht gethan hatte und dachte: Was mein ist, das ist auch dein. Uebrigens dachte er — —“

Allein er konnte nicht weiter reden, denn das lautweinende Weib fiel ihm um den Hals, hielt ihm den Mund zu und drückte ihm den Schlüssel in die Hand.

Lange hielten sich beide Ehegatten umarmt, dann sagte Katherine: „Darf ich das Geld dem Lambert bringen und einen Korb Kartoffeln dazu, und auch einen großen Laib Brod?“

„Ja, liebe Seele, du darfst dir diese Freude wohl machen und Gott segne dich dafür. Er schloß das Schränklein auf, nahm das Geld heraus und sagte: da bring es den Armen, und laß dir ein paar Zeilen darüber geben, wenn je der eine oder der andere sterben sollte.“

„Sorge nicht, ich werde alles auf's Beste machen,“ sagte sie wie ein fröhliches Kind, und Kuh, Käseforb, Melken und Butter waren rein vergessen über der Freude, die Thränen der Unglücklichen zu trocknen.

Als es dämmerig geworden war, da kochte die kräftige Frau schier unter der Last Kartoffeln und Brod, die sie in Lamberts Hänlein in's Oberdorf trug.

Und droben im armen Hänlein lehrte eine seltsame Freude ein und alle lobten den Herrn, der die Herzen lenkt wie Wasserbäche und dessen Hilfe am nächsten, wenn die Noth am größten ist.

Viele Segnungen folgten dem guten Weibe und sie kam so inniglich froh heim, und von der Großgärtnerci war keine Rede mehr.

Wochen, Monate flossen hin und die Eheleute Vastian lebten zufrieden mit ihrer Arbeit ohne von neuen Habsuchtsideen geplagt zu werden. Bei Lambert ging's auch wieder besser, denn es kam Verdienst und somit Brod. Das Glend war aber so groß gewesen, daß man zuerst die bleckendsten Lücken zustopfen mußte, ehe man an die Befriedigung eines Gläubigers wie Vastian denken konnte.

So standen die Sachen, als eines Morgens ein Bote aus der Stadt zum armen Weber kam und sagte: „Machet Euch auf, Meister Lambert, denn Euer Bruder ist gefährlich krank und verlangt sehr nach Euch.“

„Ach Gott! sollt's so mit meinem armen Bruder stehen?“

„Wollte Gott, alle Brüder wären so arm wie der! aber eilt Euch, um einen so alten Mann ist's bald geschehen!“

Da zog Lambert seinen Sonntagsrock an und nach zwei Stunden stand er am Bette des Sterbenden. Dieser streckte dem armen Bruder beide Hände entgegen und sagte so laut er konnte: „Ach! du kommst zu dem der dich verstoßen hat, Gott vergelte es dir! So kann ich doch, ehe ich sterbe, mich mit dir versöhnen und mein strafmäßiges Betragen wieder gut machen. Ach! in meiner letzten Stunde sehe ich wie wahr die Worte des Apostels sind: Der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels. Ich habe dich im Glende verlassen, zurückgewiesen als du vor Hunger starbst, kannst du mir verzeihen?“

„Vergebe dir Gott in Gnaden wie ich dir aus Herzensgrunde vergebe,“ antwortete Lambert mit Thränen.

„Dank dir, lieber Bruder, sagte der Sterbende und langte etwas unter seinem Kopflissen hervor. Hier, Vastian, ist mein Testament, und hier sind die Schlüssel zu meinem Geld. Wende es besser an als ich; sei wohlthätig gegen den Nächsten, erziehe deine Kinder gut und lehre sie um Gnade beten für den Dnsel. Ich sterbe voll Zutrauen in Gottes Barmherzigkeit; seine Stellvertreter haben mich mit den heiligen Sacramenten versehen, und du hast mich auch deiner Verzeihung versichert.“

Mit diesen Worten sank er in die Kissen und gab den Geist auf. Lambert drückte ihm die Augen zu: er hatte einen Bruder verloren, den er vor wenigen Augenblicken wieder gefunden hatte. Sein Schmerz und seine Thränen waren aufrichtig.

Weibe
on der

elente
ohne
erden.
in es
war
die
man
Ba-

gens
lam
bert,
ver-

Brn-

wie
tann

und
Ster-
weide
nte :
hat,
e ich
raf-
! in
erte
rzel
sen,
infi

aus
mit

nde
ger-
und
nde
den
sie
voll
ell-
ra-
mer

und
tu-
er
ite.
uf-



Bei Eröffnung des Testaments fand sich, daß Lambert als Universalerbe eines viel größern Vermögens eingesetzt war, als man vermuthet hatte. Außer einer starken Summe baares Geld enthielt der Koffer noch zahlreiche Eigenthumstitel, Unterpfands-Einschreibungen und Staatsrenten. Dieser Reichthum verblendete Lambert nicht; er wollte ihn durch gute Werke heiligen und schoß eine beträchtliche Summe in die Kasse des Wohlthätigkeitsbureau der Gemeinde. Er ließ gewissenhaft alle jene auffuchen, die durch den Verstorbenen beeinträchtigt worden, und zahlte ihnen Kapital und Zinsen aus.

Nachdem er so sein Gewissen beruhigt, kehrte er in sein Dorf zurück, wo man von der Veränderung seines Vermögenszustandes noch nichts erfahren hatte. Unterwegs überlegte er ein Vorhaben das seine Frau aus völligem Herzen billigte.

Am folgenden Sonntage nach der Vesper trat Lambert in Bastians Stube, als dieser gerade seiner Frau die Parabel des barmherzigen Samariters vorlas. Bastian wollte aufhören vorzulesen, aber der Weber sagte: „Les weiter. Ich war wohl diesen Morgen in der Predigt, aber Gottes Wort kann man nicht zu oft hören.“

Bastian fuhr fort bis an's Ende, dann sagte er zu Lambert: „Wie geht's?“

Anstatt auf die Frage zu antworten, sagte dieser als spräche er mit sich selbst: „Ja, so eine Samariterseele, oder besser zweie, habe ich auch gefannt, die Del in meine Wunden gossen, und die zu dem, was ich ihnen schuldet, noch neues Darlehen fügten, um mich und meine Familie vor dem Bettelbrode zu bewahren.“

„Na, schrie Bastian, wärmet doch den alten Brei nicht auf!“

„Damals, fuhr Lambert fort, ohne sich unterbrechen zu lassen, damals gaben die guten Samariter, wovon ich rede, ohne Kampf eine Hoffnung auf, die ihrer Seele theuer war, weil sie ihre Zukunft sichern sollte. Aber der Allmächtige hat diese schöne Handlung mit goldener Schrift in sein Buch geschrieben; durch seine Allmacht wurden auch die Leiden desjenigen der unter die Räuber gefallen war in Freude und Glück verwandelt; hätte er dann der barmherzigen Samariter vergessen, so wäre er ihrer Liebe nicht werth gewesen; allein er und seine Frau baten Gott, Er wolle es ihm gnädig gelingen lassen, heinzuzahlen Kapital und Zinsen, an Geld wie auch an Liebe. Sein und seines Weibes Gebet ist erhört worden. Dafür sei Gott gelobt in Ewigkeit.“ Und mit diesen Worten stand der Weber auf, zog aus seiner Rocktasche ein dickes

Papier heraus, legte es auf den Tisch und sagte: „Behüt' euch Gott,“ und ging zur Thüre hinaus.

„Frau, sagte eine Weile nachher Bastian, was wollte denn Lambert sagen; hast du ihn verstanden?“

„Nein, aber sieh doch einmal nach, was er dahin gelegt hat.“

Nach Prüfung ergab sich, daß es ein förmlicher Schenkungsakt zu Gunsten der Eheleute Bastian war, aller Güter, welche dem Adersmann Martin gehört hatten.

Das Schriftstück fiel ihm aus den Händen, er sah Katherine an, als wenn es in seinem Kopfe spuckte, und er sagte: „Verstehst du's?“

„Das ist ja sonnenklar, erwiderte sie; wie aber diese Schrift in Lamberts Hände gekommen, und was es damit zu bewenden hat, das kann er allein, nach Gott, wissen und erklären.“

Bastian bejann sich einen Augenblick, steckte die Schrift in seine Tasche, sprang zur Thüre hinaus und stürzte wie eine Bombe in's Zimmer des Webers, und warf das gestempelte Papier auf den Tisch mit den Worten: „Sagt mir doch, was das bedeutet: Seid Ihr närrisch geworden oder wollt Ihr mich zum Besten haben? Antwortet.“

Als die Eheleute Lambert ihn so aufgereizt sahen, baten sie ihn sich zu beruhigen und kündigten ihm den Tod ihres Bruders in der Stadt, und die unverhoffte Aenderung in ihren Vermögensumständen an. Dann ergriff Lambert Bastians Hand und sagte: „Ich danke täglich dem lieben Gott, mir die Mittel gegeben zu haben, meinem treuesten Freunde meine Erkenntlichkeit zu beweisen. Der Käufer der Güter Martins, die Ihr ehedessen wünschtet, hat mir dieselben mittelst eines geringen Gewinnstes abgetreten, versaget mir doch durch Abschlag das Glück nicht, das ich empfinde, Euch dieselben als Schenkung zu geben. Gebt mir eine Quittung für das Kapital und die Zinsen die ich Euch schuldig bin, und ich bleibe dennoch mein Lebtag Euer Schuldner.“

Der Dichter und der Bauer.

Ein junger Mensch ging längs des Waldes, der Markkirch von Rappoltsweiler trennt, und, ungeachtet der eintretenden Nacht und des jeden Augenblick dichter werdenden Nebels, schritt er nur langsam voran ohne auf Zeit oder Stunde zu achten.

Seine grauen Kleider, seine hirschledernen Kamaschen, eine schöne an der Schulter hängende Flinte, hätten ihn für einen ausgemachten Jäger halten machen, hätte nicht das Buch, das aus seiner Jagdtasche herauschaute, den Grübler verrathen, der auf der Jagd eher die Einsamkeit als die Fährte des Wildes suchte. Seit einigen Augenblicken waren ihm seine Familie und die in Paris zurückgelassenen Freunde vor Augen geschwebt. Er erinnerte sich an das durch seine Sorgfalt mit fantastischen Kupferstichen, seltenen Gemälden und kostbaren Standbildchen prächtig ausgeschmückte Kabinet; an die Lieder, welche seine Schwester zu singen pflegte; an die Verse, die er beim Abendlichte vordellamirte; an die langen Unterhaltungen, wo jeder mit Vertrauen seine innigsten Empfindungen mittheilte, die nacheinander geprüft und in begeisterten oder herzlichen Worten übersezt wurden.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, war Arnold von Münster herangegangen, ohne auf die besetzte Straße zu achten; endlich wurde er aus seinen Träumereien aufgeweckt durch den in seinem Regen fallenden Nebel, der seinen Jagdanzug durchnäßte: er wollte rascher gehen; allein durch die Umwege des Waldes verirrt, suchte er umsonst auf den rechten Weg zu kommen. Der Tag hatte sich geneigt, der Regen fiel dichter und er fuhr fort auf gut Glück in unbekannte Wege einzubiegen. Schon fing er an den Muth zu verlieren, als Schellenklang in seinen Ohren erkündte. Auf einer Seitenstraße erschien ein Gefährte von einem Fuhrmann geleitet, das sich gegen die Kreuzstraße bewegte, wo er soeben angekommen war.

Arnold ließ den Fuhrmann herankommen und fragte ihn wie weit er von Sersberg sei.

— Von Sersberg! wiederholte der Kärner; Sie werden doch, wie ich hoffe, dort nicht übernachten wollen?

— Um Verzeihung, versetzte der junge Mann.

— Im Schloß von Sersberg? wiederholte erstaunt ersterer. Da müssen Sie eine Eisenbahn zu Ihrer Verfügung haben! Von hier bis dorthin sind sechs gute Stunden, und bei dieser Witterung kann man wohl zwölf annehmen.

Arnold schrie laut auf. Er hatte das Schloß am Morgen verlassen und glaubte sich nicht so weit davon entfernt zu haben.

Aus seinen Erklärungen sah der Bauer, daß er seit einigen Stunden einen leken Weg eingeschlagen, und sich immer mehr von Sersberg entfernt hatte. Es war zu spät um diesen Irrthum gut zu machen: das nächste Dorf war eine Stunde weit entfernt, und Arnold kannte dessen Weg

nicht; übel oder wohl mußte er das Obdach annehmen, das ihm sein neuer Gespan anbot, dessen Meierhof glücklicherweise nur einige Büchsen-schüsse weit war.

Er schlug den Schritt des Kärners an und suchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen; allein Moser war kein Schwäger und schien den gewöhnlichen Empfindungen des jungen Mannes ganz fremd zu sein, und als dieser ihm den herrlichen von der untergehenden Sonne errötheten Horizont zeigte, der sich ihren Augen beim Heraus-treten aus dem Walde darbot, begnügte er sich das Gesicht zu verziehen.

— Schlechtes Wetter für Morgen! murmelte er indem er seinen Mantel über die Achseln zog.

— Von hier aus muß man die ganze Berg-lehne sehen, sagte Arnold, der die Finsterniß, welche den untern Theil des Hügels umwölte, zu durchdringen suchte.

— Ja freilich, sagte Moser und schüttelte den Kopf; der verwünschte Abhang ist hoch genug dazu! Das ist nun eine Erfindung die nicht Vielen nützet!

— Welche Erfindung?

— Nun doch! die Berge.

— Es wäre Ihnen also lieber, wenn Alles Ebene wäre?

— Der tausend! welche Frage, erwiderte der Pächter lachend. Ebensoviele hieße mich fragen, ob ich nicht vorzöge meine Pferde nicht abzuschinden.

— Wichtig, sagte Arnold, verächtlich ironisch; ich dachte nicht an die Pferde! Der liebe Gott hätte doch wohl daran denken sollen als er die Welt erschuf.

— Der liebe Gott, ich weiß nicht, versetzte Moser ruhig; die Ingenieure aber hätten gewiß Unrecht es bei Anlegung einer neuen Straße zu vergessen. Das Pferd ist der beste Freund des Ackersmannes, mein Herr..., ohne die Ochsen zu verachten, die auch ihren Werth haben.

Arnold sah den Bauer an.

— Sie sehen also von Allem was Sie umgibt nur die nützliche Seite? fragte er ernst: der Wald, die Berge, das Gewölk, Alles dies spricht Sie nicht an? Sie haben also niemals die untergehende Sonne bewundert oder die Beleuchtung des Waldes durch die Sterne, wie es wirklich statthat?

— Ich? entgegnete Moser; nun wohl, glauben Sie denn, daß ich Kalender mache? Was würde mir das Leuchten ihrer Sterne und ihre untergehende Sonne eintragen? Die Hauptsache ist, soviel zu verdienen, daß man seine drei Wahlzeiten halten und den Wagen wärmen kann.

Beliebt dem Herrn ein Schlüßchen Kirschwasser? es kommt aus dem Badischen. Er reichte eine kleine umflochtene Flasche dem Arnold, der mit der Hand dankte. Die wirkliche Grobheit des Bauers hatte sein Bedauern und sein höhnisch-stolzes Wesen erweckt. Waren diese Unglücklichen wohl auch Menschenkinder, welche nur die Arbeit kennen und mitten in der Natur dahinglebten ohne sie zu bewundern und deren Seele sich nie über die reellsten und nächsten Gefühle erhebt?

Je mehr er darüber nachdachte, je mehr kam ihm die Poesie als das Privilegium gewisser auserlesener Klassen vor, während die andern zufällig und einformig dahingleben.

Diesen Gedanken zufolge behandelte er seinen Führer mit einer gewissen verächtlichen Kälte und hörte er auf, sich mit ihm zu unterhalten. Moser ward dadurch weder betroffen, noch enttäuscht; er fing an ein Liedchen zu pfeifen, das er bisweilen durch ein kurzes Antriebswort an seine Pferde unterbrach.

So kamen sie am Gehöfte an, wo sie der Schellenton ankündigte. Ein Knabe und eine Frau erschienen zugleich unter der Thüre.

— Ah! es ist der Vater! schrie die Frau, indem sie sich gegen das Innere des Hauses wendete, wo sich die Stimmen mehrerer Kinder vernehmen ließen, die sich eilends um den Bauer scharten.

— Nur Geduld, liebe Kinder! unterbrach sie dieser durch seine rauhe Stimme, indem er von seinem Karren einen zugebedekten Korb herabholte: lasset den Fritg ausspannen.

Allein die Kinder fuhren fort den Bauer zu umringen und sprachen alle zumal. Er lieblosete eines nach dem andern, als er plötzlich mit einer gewissermaßen ängstlichen Hast fragte: Wo ist der Johann?

— Da bin ich, Vater, da, antwortete eine zarte gebrochene Stimme von der Thüre des Pacht-hauses her; die Mutter will nicht, daß ich bei diesem Regenwetter hinausgehe.

— Bleibe, bleibe, versetzte Moser, indem er die Stränge auf die ausgepannten Pferde warf; ich komme zu dir, Herzenssöhnchen; gehet alle hinein, damit er nicht veranlaßt werde, herauszukommen.

Die drei Kinder zogen sich auf die Thürschwelle zurück, wo der kleine Johann sich an die Mutter geschmiegt hatte.

Er war ein armes, so verwachsenes Bübchen, daß man beim ersten Anblick weder sein Alter noch die Natur seiner Gebrechlichkeiten errathen konnte. Sein ganzer durch Krankheit verkrümm-

ter Körper bildete eine sozusagen hin- und hergebogene Linie. Sein allzugroßer Kopf steckte zwischen den zwei ungleichen Achseln und sein Körper ruhte auf zwei kleinen Krücken, die seine geschwundenen Füße erregten, welche ihn nicht hätten tragen können.

Beim Herannahen des Vaters streckte er seine mageren Hände mit einem Freude- und Liebesausdruck empor, welcher sein durchsüchtes Gesicht verklärte. Moser hob ihn mit seinen kräftigen Armen in die Höhe und stieß einen gefühlvollen Glücksruf aus: So komm denn, mein Schätzchen, schrie er, umarme den Vater — mit beiden Armen — recht stark. — Wie ist ihm denn seit gestern gewesen?

Die Mutter schüttelte den Kopf: — Ah! der immervährende Husten, sagte sie leise.

— Es ist nichts, Vater, sagte das Kind mit seiner gebrochenen Stimme; der Ludwig hatte mich in meinem Wägelchen zu weit geführt; aber es ist mir wohl, sehr wohl; ich fühle mich stark wie ein Mann.

Der Bauer stellte ihn behutsam auf den Boden, gab ihm seine Krücken und sah ihn mit Wohlgefallen an.

— Findest du nicht auch, Mutter, daß er wächet? fragte er wie ein Mann der ermutigt werden will. Gehe ein wenig, Johann; geh, mein liebes Kind! er geht schneller und kräftiger; es wird schon kommen, gut, es bedarf nur ein wenig Geduld.

Die Frau antwortete nichts, allein ihre Blicke ruheten auf dem kränklichen Kinde mit einem so hoffnungslosen Ausdruck, daß Arnold zusammenfuhr. Glücklicherweise merkte es Moser nicht.

— Nun herbei, liebe Kinder, sagte er, und öffnete den Korb. Es gibt für Jedermann. Reichet mir ordentlich die Hände.

Der Bauer brachte drei gelbgebäckene Bröbchen aus dem Korb; drei Freundschreie ließen sich auf einmal hören und sechs Hände reichten darnach; allein alle hielten wie auf ein Kommando inne.

— Und Johann? fragten die Kinder.

— Zum Kukuk, versetzte fröhlich Moser; diesen Abend habe ich nichts für den Johann, er wird ein andermal seinen Theil bekommen.

Allein das Kind suchte sich lächelnd in die Höhe zu richten um in den Korb zu schauen. Der Vater ging einen Schritt zurück, machte den Deckel auf, hob feierlich den Arm in die Höhe und zeigte den Kindern einen mit Mandeln besetzten und mit rothen und weißen Zuckertörnern verzierten Lebluchen. Der Bewunderungsruf war allgemein. Der gute Johann selbst mischte

seinen Glücksschrei daren: eine leichte Röthe überflog seine bleichen Züge, und er streckte die Hände mit einem freudvollen Begierde-Ausruf hervor.

— Ah! das gefällt dir, lieber Herzkäfer, sagte der Bauer, der Theil an der Freude des Kindes nahm: greif' zu, mein Lieber, greif' zu, er ist aus lauter Zucker und Honig.

Er gab den Lebluchen dem kleinen Unglücklichen, der vor Freude zitterte, sah ihm nach wie er fortging und wandte sich dann an Arnold:

— Das ist mein Aeltester, sagte er mit bewegter Stimme, er hat das Unglück mißgestaltet zu sein, allein er ist fein wie Agath, und es wird nur an uns liegen, einen Herrn aus ihm zu machen.

So plaudernd hatte Moser seinen Gast durch ein Zimmer in den Speisesaal im Bodengeschloß geführt, dessen geweißte Wände mit einigen schlecht gemalten Bildern geschmückt waren. Beim Eintritt sah Arnold den Johann mitten unter seinen Geschwistern am Boden sitzen und den vom Vater mitgebrachten Lebluchen unter sie austheilen. Jedes fand seinen Theil zu groß und der Buckelige konnte sie nur mit Mühe bereden, die Theile anzunehmen, wie er sie gemacht hatte. Der junge Jäger sah diesem Kinderhantieren einige Zeit mit besonderm Interesse zu, dann äußerte er der Hausfrau seine Verwunderung darüber, nachdem die Kinder hinausgegangen waren.

— Gewiß, sagte sie mit lächelndem Seufzen, gibt es Stunden wo man glauben möchte, daß Johann's Gebrechlichkeiten ihnen zu gute kommen: unter sich gibt keines nach, dem Johann aber kann keines etwas abschlagen; es ist gleichsam eine fortwährende Uebung von Gefälligkeit und Ergebung.

— Sieh doch! die schöne Tugend! unterbrach Moser. Wer könnte wohl einem Unschuldigen, so hart Geprüften etwas versagen? Es ist einfältig von einem Mann es zu sagen; allein dieses Kind, wie Sie es da sehen, mein Herr, lockt mir allzeit Thränen in die Augen! Oft wenn ich im Felde arbeite fällt er mir ein; und ich sage zu mir: der Johann ist krank, oder: er ist todt! und dann, so arg auch die Arbeit pressirt, muß ich einen Vorwand finden, um nach Hause zu gehen und zu sehen wie's geht. Auch, sehen Sie, ist er so schwach und so leidend! wenn er nicht lieber wäre als die andern, wäre er zu unglücklich.

— Ja gewiß, setzte die Mutter leise bei; die arme Kreatur ist zugleich unser Kreuz und unser Glück; ich liebe alle meine Kinder, wenn ich aber

die Krücken des Johann höre, so fühle ich jedes Mal eine gewisse Freude: es zeigt an, daß der liebe Gott das gute Kind noch nicht zu sich gerufen hat. Der Johann scheint dem Hause Glück zu bringen, wie die Schwalben die an den Fenstern nisten: wenn ich ihn nicht zu verpflegen hätte, würde ich glauben nichts zu thun zu haben.

Arnold hörte diese treuherzigen Ausdrücke der Zärtlichkeit mit einer theilnehmenden Verwunderung an. Die Pächterin rief eine Magd herbei, um ihr beizustehen den Tisch herzurichten, und auf Mosers Einladung näherte sich der junge Mann dem Feuer, das man frisch angezündet hatte.

Da er sich auf den rauchenden Kaminschooß stemmte, erblickte er in einem kleinen Rahmen ein gedörktes Blatt. Moser nahm es wahr.

— Ah! Sie betrachten meine Reliquie, sagte er lachend: Es ist ein Blatt der Trauerweide, die dort unten auf dem Grabe des Alten wächst... Ich habe es von einem Straßburger Kaufmann erhalten, der in der alten Garde gedient hat. Ich gäbe es nicht für hundert Thaler.

— Sie heften also eine besondere Idee daran? fragte der Jäger.

— Idee, nein, erwiderte der Bauer; allein ich habe auch im 14ten Husarenregiment gedient, ein tapferes Regiment, mein Herr, das bei Montmirail ordentlich mitgenommen wurde: es waren nur noch acht Mann von unserer Schwadron übrig; auch hat uns der kleine Corporal, als er vor der Fronte vorbeiritt, gegrüßt... ja, mein Herr, mit seinem Hut gegrüßt! Beim Donner! da hätten sich alle bis auf den letzten zusammenhauen lassen, sehen Sie. Nun, er war der Vater der Soldaten.

Jetzt fing der Bauer an seine Pfeife zu stopfen indem er den schwarzen Rahmen und das ausgetrocknete Blatt betrachtete. Für ihn lag unstreitig in dieser Erinnerung ein ganzer Roman von Jugend, Gefühle und Bedauern. Er erinnerte sich an die letzten Kämpfe des Kaiserreichs, denen er beigewohnt hatte; an die Musterungen, welche der Kaiser hielt, zur Zeit als seine Gegenwart noch an den Sieg glauben machte; an die vorübergehenden Vortheile des glorreichen Feldzugs von Frankreich, welche durch die Niederlage von Waterloo alsbald zernichtet wurden; an den Abzug des großen Besiegten und an seine langen Leiden auf der Insel St. Helena. Alle diese Thatfachen zogen nacheinander vor der Einbildungskraft des Pächters vorbei und seine Stirne faltete sich; er drückte stärker mit dem Daumen auf die schon lang gestopfte Pfeife und pff

zwischen den Zähnen einen Marsch seines ehemaligen Regiments. Arnold sah dieser Beschäftigung des alten Soldaten still zu und wartete bis er von selbst zu reden anfangen würde. Das aufgetragene Nachtessen entriß ihm diesen Träumereien; er stellte einen Stuhl an den Tisch für seinen Gast und setzte sich ihm gegenüber.

— Also zur Suppe, sagte er barsch; ich habe seit diesen Morgen nichts als ein Stück Brod und zwei Schliche Kirchenwasser genossen, ich könnte diesen Abend einen Ochsen verschlingen, ohne ihn zu kauen: Um seine Aussage zu beweisen, fing er alsbald an seine große Schüssel voll Specksuppe auszuleeren.

Einige Augenblicke hörte man nichts als den Lärm der Löffel, worauf jener der Messer folgte, welche das Viertel geräucherten Speck ver schnitten, den die Wirthin aufgetischt hatte. Das Marschiren und die freie Luft hatten Arnolds Hunger so geschärft, daß er alle seine Pariser Leckerbissen vergaß. Mosers Speck schien ihm einen unbekanntem Wohlgeschmack zu haben, und sein Bauernwein reizte ihn zum essen um besser zu trinken, und zu trinken um besser zu essen. Das Nachtessen wurde immer lustiger als der Bauer auf einmal den Kopf erhob, wie wenn ihm plötzlich etwas eingefallen wäre.

— Und der Farraut? fragte er; ich habe ihn seitdem ich zurück bin nicht gesehen.

Die Pächterin und die Kinder sahen einander an ohne zu antworten.

— Nun, was will das heißen! fuhr Moser fort, der ihre Verlegenheit gewahr wurde; wo ist der Hund? Was ist vorgefallen? Antworte doch, Dorothee!

— Erzürne dich nicht, Vater, unterbrach Johann; man hatte das Herz nicht, es dir zu sagen: Der Farraut ist fortgegangen und nicht wieder gekommen.

— Alle Wetter! warum es mir nicht sagen, versetzte der Bauer indem er mit der Faust auf den Tisch schlug. Welchen Weg hat er genommen?

— Nach den Kaninchengehägen.

— Wann das?

— Nach dem Frühstück haben wir ihn den schmalen Weg hinauflaufen gesehen.

— Es muß ihm etwas widerfahren sein, sagte Moser und stand auf. — Das unglückliche Thier sieht fast nichts, und den ganzen Weg hin gibt es Sandgruben! Geh, Frau, hole mir meinen Ueberrock und eine Laterne; ich muß den Farraut todt oder lebendig finden.

Dorothee ging hinaus ohne Bemerkung über die Stunde oder das schlechte Wetter zu machen, und brachte bald das Verlangte.

— Sie halten also sehr an diesen Hund? fragte Arnold, erstaunt über einen solchen Eifer.

— Nicht ich, erwiderte Moser indem er seine Pfeife ansteckte; aber er hat Dorotheen's Vater wichtige Dienste geleistet. Als dieser einst mit dem Erlös seiner Ochsen von Lapoutroie kam, überfielen ihn vier Diebe um ihm das Geld zu nehmen, und ohne Farraut wäre er verloren gewesen: auch als er vor zwei Jahren gestorben, ließ mich der brave Mann an's Bett rufen und bat mich, den Hund wie eines seiner Kinder zu verpflegen. — Das war sein letztes Wort. — Ich habe es ihm versprochen und es wäre schlecht, wenn ich mein einem Sterbenden gegebenes Wort nicht hielte. — He da! Frits, gib mir meinen beschlagenen Stock . . . Ich möchte nicht um alles in der Welt, daß dem Farraut ein Unglück begegnet wäre. — Dies Thier ist seit zwanzig Jahren in der Familie, es kennt uns alle an der Stimme, und dann erinnert es an den Großvater. — Nun geschwind, Frau, die Laterne. Auf Wiedersehen, mein Herr, und ruh'same Nacht bis morgen.

Moser hüllte sich in seinen Ueberrock und ging fort. Man hörte den Lärm seines beschlagenen Stockes ohnerachtet des Sturmes und des heftigen Regens.

Nach einer kleinen Weile schlug die Pächterin den Jäger vor, ihm sein Schlafgemach zu zeigen; allein dieser erbat sich die Erlaubniß die Rückkehr des Hausvaters zu erwarten, wenn dies nicht zu lange dauern würde. Er fing an diesem Manne, der ihm anfangs so gemein vorkam, und dieser einfachen Familie, deren Leben er so werthlos geglaubt hatte, gewogen zu werden. Doch die Abendstunden verfloßen und Moser kam nicht zurück. Die Kinder waren eins nach dem andern eingeschlafen, und Johann sogar, der am längsten ausgehalten, mußte sich zu Bette legen. In ihrer Besorgniß ging die Wirthin aus der Stube an die Hausthüre und kam zurück ohne etwas gesehen zu haben. Arnold suchte ihr Muth einzulösen; allein das Warten erhitzte ihre Einbildung; sie klagte Moser an, weder seine Gesundheit zu schonen noch eine Gefahr zu scheuen, mit einem Worte sich allzeit für andere aufzuopfern; Niemand leiden sehen können, ohne alles zu wagen, um ihm Hilfe zu leisten, und so wie sie ihre Klagen mehrte, welche sonderbar einem Lobspruche glichen, wurde ihre Besorgniß heftiger. So schwebten ihr tausenderlei unglückliche Ahnungen vor Augen: Am Vorabend hatte der Hund die ganze Nacht geheult; eine Nachtwale hatte sich auf das Dach des Meierhofes gesetzt; es war ein Wittwoch, ein gewöhnlicher Unglücks-

tag. Ihre Angst war so gestiegen, daß der junge Jäger ihr vorschlug, ihrem Manne entgegen zu gehen, und sie daran war Fritz aufzuwecken, um sie zu begleiten, als sich Schritte im Dunkeln vernehmen ließen.

— Es ist Moser! sagte die Wirthin ganz kurz.

— Holla! mache schnell auf, Frau, schrie der Pächter von außen.

Sie ging eilends aufriegeln, und Moser trat ein mit dem blinden Hunde in den Armen.

— Hier ist er, sagte er freudenvoll; Gott steh mir bei! hab' ich doch geglaubt, daß ich ihn nicht finden würde: das gute Thier ist bis in den Abgrund der Steingrube gerollt.

— Und dort hast du ihn geholt? fragte Dorothee erschrocken.

— Sollte ich ihn drunten lassen, um ihn morgen ertrunken zu finden? erwiderte der alte Soldat. Ich bin am großen Damm hingerutscht und habe ihn wie ein Kind in meine Arme genommen: die Laterne ist dabei geblieben.

— Aber, Unglücklicher! du hast dein Leben ausgefetzt! versetzte Dorothee, die bei dieser Erzählung zu zittern anfang.

Moser zuckte mit den Achseln.

— Nun doch, sagte er mit einer leichtsinnigen Freude: Wer nichts wagt, gewinnt nichts; ich habe den Farrant gefunden, das ist die Hauptsache. Wenn uns der Großvater von oben zusieht, hat er gewiß Freude an uns. Diese fast gleichgiltig gemachte Bemerkung rührte Arnold, und er reichte lebhaft dem Bauer die Hand.

— Was Ihr da gethan, beweist ein gutes Herz, sagte er gerührt.

— Was? weil ich einen Hund vom Ertrinken gerettet? erwiderte Moser. Wahrlich, Hund und Menschen habe ich, Gott sei Dank, seit ich lebe manchem aus der Noth geholfen; doch war die Witterung manchmal besser als heute. Höre doch, Frau; es soll irgendwo ein Glas Cognac sein; bringe die Flasche her, daß ich mich innerlich erwärme: nichts trocknet besser, wenn man naß ist.

Dorothee brachte die Flasche und Moser trank auf die Gesundheit ihres Gastes; dann begab sich Jedermann zur Ruhe.

Am folgenden Morgen war das schöne Wetter wiedergekommen: der Himmel war heiter und Vögel sangen auf den noch feuchten Baumästen.

Als Arnold vom Speicher, wo man ihn ein Bett zugerichtet hatte, herabstieg, fand er bei der Thüre den Farrant, der sich in der Morgensonne wärmte, und den Johann, der ihm ein Halsband von Hagenbutten machte; in der ersten Stube trank der Bauer mit einem Bettler, der

seine wöchentliche Gabe holte; Dorothee war mit dem Füllen seines Zwerchfackes beschäftigt.

— Nun denn, alter Heinrich, noch einen Schluck, sagte Moser und füllte das Glas des Dürftigen; ihr müßt euch stärken um eure Runde machen zu können.

— Bei euch fehlt's aber nicht daran, erwiderte der Bettler; es gibt wenig Häuser in der Pfarrei die Einen besser empfangen als Ihr; in keinem aber theilt man mit so gutem Herzen mit.

— Still, still, alter Heinrich, unterbrach ihn Moser; wiederholt man denn solche Sachen! Trinket und überlasset dem lieben Herrgott über eines Jeden Werke zu urtheilen. Ihr habt auch gedient, Ihr; wir sind alte Kriegstameraden.

Der Greis begnügte sich, den Kopf zu schütteln und trank auf die Gesundheit des Pächters; allein man sah, daß ihm die Zärtlichkeit womit ihm die Unterstützung gereicht ward, mehr zu Herzen ging als die Gabe selbst. Als er Abschied genommen, sah ihm Moser nach bis er außer Gesicht war; dann athmete er frisch auf und sagte: — Auch noch ein alter Krieger auf dem Pflaster. — Sie können mir glauben, mein Herr, sagte er zu Arnold; wenn ich so einen alten schwachen Mann sehe, der von Haus zu Haus sein Brod betteln muß, da dreht sich Alles in mir herum! Ich möchte sie alle beherbergen können und ein Glas mit ihnen leeren, wie so eben mit dem alten Heinrich. Es ist trostreich zu glauben, sehen Sie, damit Einem bei solchen Scenen nicht übel werde, daß da oben ein Land ist, wo diejenigen, die hinieden ihr Tägliches nicht hatten, doppelte Ration und doppelten Sold erhalten werden.

— Ah! sagte Arnold, diese Hoffnung muß man gut verstehen: sie allein hält den Muth aufrecht und tröstet. Ich werde lange die Stunden nicht vergessen, die ich bei Ihnen zugebracht habe, und hoffe, daß es die letzten nicht gewesen sein werden.

— Wie Sie wollen, sagte der alte Soldat; wenn das Bett oben Ihnen nicht zu hart ist und Sie den geräucherten Speck gnt verdauen, kommen Sie ohne weiters wieder, Sie werden allzeit willkommen sein.

Er drückte dem jungen Menschen die Hand, zeigte ihm den zu befolgenden Weg, und blieb unter der Thüre stehen bis er ihn nicht mehr sah.

Arnold marschirte einige Zeit gesenkten Hauptes; als er aber den Gipfel des Hügels erreicht hatte, wandte er sich um, einen letzten Blick zurückzusenden, und als er den Raminrauch des Pachtguts erblickte, füllte eine Thräne der Rührung sein Auge.

— Möge der Himmel allezeit diejenigen beschützen die unter diesem Dache wohnen und besonders denjenigen, der ihre Stütze ist! betete er für sich halbblaut; denn da wo mich der Hochmuth nur Kreaturen sehen ließ, welche die Zartgefühle der Seele nicht zu kennen im Stande sind, da habe ich Muster für mich selbst gefunden. Ich hatte das Innere nach dem Aeußern beurtheilt und die Poesie abwesend geglaubt, weil sie in den Herzen verborgen war, anstatt sich auswendig zu brüsten: ungeschickter Beobachter, stieß ich mit dem Fuße weg, was ich als grobe Kieselsteine ansah ohne zu errathen, daß unter denselben Diamanten seien.

Das Kind der Grenadiere der Kaisergarde.

(Mit einer Abbildung)

Ich war eines Abends bei einem unserer berühmtesten Generale, dem mehrere Personen einen Besuch machten, ob es schon kein Empfangstag war. Wir saßen am Kamin und führten ganz vertrauliche Gespräche, als man Hrn. Ludwig Jacquot ankündigte, und ein junger Marine-Offizier von ausgezeichnetem Benehmen eintrat. Sein sonderbarer Name contrastirte so mit seinen Manieren, und der General und seine Gemahlin empfingen ihn so liebevoll, daß Jedermann aufmerksam auf ihn wurde und ihn günstig beurtheilte. Er war ein schöner junger Mensch von zweiundzwanzig Jahren; seine Gesichtsfarbe war durch den Seedienst gebräunt, seine großen schwarzen Augen und sein offenes Wesen verriethen einen entschlossenen Charakter. Sein Anzug war ebenso bemerkenswerth als seine Person. Ein Schiffsfähndrich kann mit seiner Uniform keinen großen Aufwand machen, allein jene des Hrn. Jacquot war in jeder Hinsicht so fein verfertigt, daß man es sehen mußte. Der junge Offizier mußte etwas ganz besonders Anziehendes an sich haben, denn die Aufmerksamkeit, die er erregt hatte, dauerte länger als gewöhnlich bei neu Ankommenden, und durch einen ziemlich auffallenden Zufall fielen Aller Augen auf einen Theil seines Anzugs der mit dem Uebrigen gar nicht harmonirte. In der That auf seinem neuen Hut befand sich eine ganz abgeschossene und schmutzige Cocarde. Der General bemerkte dies Auffallen, theilte es seiner Gemahlin mit, die durch ein mildes Lächeln darauf

antwortete. Hr. Jacquot sah die Bewegung und wurde feuerroth; es war nicht aus Scham oder Bestürzung, sondern aus sichtbarer Verlegenheit. Da ihn der General so verwirrt sah, reichte er ihm die Hand und sagte: „Du bist ein guter Mensch, Ludwig.“ Auch die Gemahlin des Generals reichte ihm die Hand auf die er ehrfurchtsvollst seine Lippen drückte.

Diese Scene hatte uns alle in Anspruch genommen und Niemand fiel es ein eine Erklärung davon zu begehren. Durch die Ankunft dieses jungen Menschen war die Unterhaltung abgebrochen worden, und man war allgemein verlegen, dieselbe wieder fortzusetzen, als ein alter Offizier, der den ganzen Abend schweigend zugehört hatte, plötzlich aufstand und zum General in barschem Tone sagte: „Dies ist also Ihr Jacquot, und hier die echte Cocarde!“ Und ohne eine Antwort zu erwarten nahm er den Hut aus der Hand des jungen Menschen und betrachtete ihn aufmerksam; man hätte glauben sollen, er möchte ihn küssen, und eine Thräne rollte über seinen Knebelbart während seines Examins. Dieser neue Zwischenfall erregte Aller Neugierde. Man stand auf, betrachtete diese geheimnißvolle Cocarde, und Einige forderten den General auf, eine Erklärung hierüber mitzutheilen. Ach! das ist eine ganz einfache Geschichte. — Es ist eine herrliche Geschichte, erwiderte der alte Offizier; wenn die Frau Generalin dieselbe diesen Herren und Damen zu erzählen geruhete, sie würde gewiß Alle bis zu Thränen rühren. Man hielt an, die Generalin willigte ein, der junge Offizier fügte sich in seine Rolle, und hier folgt die Geschichte:

Bei der Zusammenkunft Napoleons und Alexanders wollte ersterer dem letztern die Truppen zeigen, die ihn überwunden hatten und hielt eine große Heerschau. Napoleon durchzog gefällig die Reihen der Kaisergarde, als er plötzlich vor einem Grenadier stehen blieb, den eine Narbe von der Stirn an bis mitten auf den Backen bezeichnete. Er sah ihn einen Augenblick stolz an und indem er ihn dem Kaiser Alexander zeigte, sagte er: „Was halten Sie von Soldaten, die solche Wunden aushalten?“

— Was halten Sie von den Soldaten, die solche machen? erwiderte mit großer Geistesgegenwart Alexander.

— Diese sind todt, sagte der alte Grenadier gravitatisch, und durch dies erhabene Wort nahm er Theil an der Unterhaltung der zwei mächtigsten Monarchen der Welt.

Alexander, dessen Frage Napoleon verwirrt hatte, wandte sich dann gegen ihn und sagte schmeichelhaft: „Sire, Sie sind überall Sieger.“

und
oder
heit.
er
er
uter
Ge-
chts-
ge-
nung
jun-
ohen
die-
zier,
atte,
hem
und
wort
des
erl-
ihn
ebel-
Zwi-
tand
arbe,
Er-
eine
liche
n die
Da-
Alle
Ge-
fügte
chte:
Alle-
ppen
eine
g die
inem
n der
nete.
ndem
e er:
Wun-
die
iftes.
adier
nahm
chtig-
wirrt
sagte
ger."

— Und was die Worte bei der Hochzeit... stellt mir nicht; weil sie alle...



... will ein... gen... 5

— Auch war die Garde bei der Hecke, erwiderte Napoleon, indem er dem Grenadier durch ein Zeichen dankte.

Einige Tage nach dieser Heerschau spazierte Napoleon in den Quartieren der Garde, an die Eroberung Spaniens oder vielleicht an den alten Grenadier denkend, der ihm so gut aus der Klemme geholfen, als er ihn auf einem Steinhaken mit überschlagenen Beinen sitzen sah, ein jähriges Bübchen auf seinen Knien schaukelnd. Der Kaiser blieb vor ihm stehen. Allein der alte Krieger ließ sich nicht stören und begnügte sich zu sagen.

— Bitte um Entschuldigung, Sire! wenn ich aber aufstünde, würd Jacquot schreien wie ein preußischer Pfeifer, und das würde Ew. Majestät zuwider sein.

— Schon gut! versetzte Napoleon. Du heißest Jakob?

— Ja, Sire; Jakob. Deswegen nennt man den Kleinen Jakobchen.

— Ist's dein Sohn?

— Das nicht; aber seine Mutter war eine wadere Marktenderin, der vor zwei Monaten ein Spizhub von Uhlän einen Säbelhieb in's Genick gab, während sie einem Tapfern, ihrem Manne, der ein Bein verloren hatte, ein Gläschen einbrachte. Daran ist sie gestorben und das Kind wurde eine Waise.

— Und du hast das Kind angenommen? sagte der Kaiser.

— Ja und die andern. Wir haben es in der Rückenbinde seiner todtten Mutter gefunden; es tobte wie ein Kavallerist zu Fuß; sein Wagen war leer wie die Kasse des Königs von Spanien. Der sterbende Tapfere erzählte uns, daß dessen Mutter im Dienste Ew. Majestät getödtet wurde. Hierauf haben wir alle den Schreier angenommen, und da ich ihn am ersten erblickte, so ward ich mit seiner Versorgung beauftragt.

Napoleon betrachtete einen Augenblick den Grenadier, der den Kleinen auf seinem Knie im Reiten übte, dann sagte er zu ihm:

— Ich bin dir etwas schuldig, Jakob.

— Mir, Sire? Sie haben mir für diese Schmarre das Kreuzertheilt; ich bin Ihnen meine Erkenntlichkeit schuldig.

— Es ist, versetzte Napoleon, wegen der Antwort, die du dem Kaiser Alexander gabest.

— Ich habe ihm keine Unhöflichkeit gesagt, diesem Kaiser! Hätte er sich vielleicht über mich beklagt?

— Gewiß nicht, fuhr der Kaiser fort; denn ich will dich belohnen. Nun, was wünschst du?

— Bei meiner Treue, erwiderte Jakob, es

fehlt mir nichts; weil Sie mir aber Ihre Gewogenheit beweisen wollen, geben Sie diesem Kleinen etwas, es wird ihm Glück bringen.

— Recht gern, sagte der Kaiser. Jakob stund auf, nahm das Kind auf den Arm, nähete sich dem Kaiser während dieser in seinen Taschen ein Geschenk für die Waise suchte. Er fand nichts als einige Goldstücke, die er schnell wieder einsteckte, denn es war nicht mit dieser Münze, daß er das Herz seiner Soldaten gewonnen hatte. Er suchte neuerdings, fand aber nur einige Briefe. Da er sich endlich keinen Rath wußte, fiel ihm in seiner Gilettasche die Tabaksdose in die Hand, die er dem Grenadier darreichte. Dieser fing an zu lachen, indem er die Dose betrachtete und sagte:

— Wie dumm! einem Kinde das nicht einmal raucht eine Tabaksdose geben!

Der Kaiser wollte antworten, fühlte aber, daß man an seinem Hut zerrte und sah, daß das Kind, welches der Grenadier auf dem Arm hatte, die Hand in die Schlinge gebracht und mit der Cocarde spielte.

— Sehen Sie, Sire, sagte der Grenadier, der Kleine ist schlimmer als wir Beiden; er macht's wie Ew. Majestät, er nimmt was ihm ansteht.

— Wohlän, versetzte der Kaiser, er soll es behalten.

Er riß die Cocarde selbst vom Hute, gab sie dem Kinde, zu welchem Jakob sagte, indem er es auf seinen Armen tanzen machte: „Nun zeige Er. Majestät, daß du reben kannst! Und der Knabe klatschte lachend mit den beiden Händen und stammelte leise: Es lebe der Kaiser!“

Nach diesem Vorfalle machte Jakob viele Reisen: er kam wieder nach Paris, ging nach Madrid, kehrte nach Wien zurück, drang bis nach Moskau, und begleitete Napoleon auf die Insel Elba. Das Jakobchen machte alle diese Feldzüge mit, bald den Grenadieren zu Fuß nachlaufend, bald auf den Gepädwagen sitzend, bisweilen rittlings auf dem Tornister des alten Soldaten. Er hatte ein Säbelchen, eine Holzkappe auf dem Ohr, und pfiß wie eine Nachtigall. Jakob, der Napoleon liebte und ehrte wie man seine Mutter und sein Vaterland liebt, hatte seinem Zöglinge die nämlichen Gefühle mitgetheilt. Die Art wie das Kind die Cocarde tragen sollte, setzte jedoch den Grenadier in große Verlegenheit, als er auf den Gedanken gerieth, dieselbe als Medaillon eingefaßt an dessen Halse zu hängen. — „Höre, Jakobchen, sagte er zu ihm, du wirst dein Morgen- und Abendgebet vor dieser Reliquie verrichten, oder ich mache dich die Bräthe ganz heiß

essen. Wie gesagt, so gethan, und während acht Jahre kniete der Kleine Morgens und Abends vor seiner Cocarde nieder und betete für seinen Vater Jakob und für den Kaiser.

Diese acht Jahre reichten hin um Frankreich auf den Gipfel des Ruhmes und der Macht steigen und dann in einen Abgrund von Widerwärtigkeiten versinken zu sehen. Napoleon wurde nach St. Helena verbannt und die Armee aufgelöst. Der arme Jakob wurde wie die andern heimgeschiedt mit seinen drei Chebron, seinem Stern und seinem Jakobden. Ludwig, der gerade neun Jahre alt war, fing an das Unglück zu begreifen; oft erzählte er mir, daß ihm am meisten auffiel zu sehen, daß sein guter Vater, der noch wenige Monate früher Eilmärsche von fünfzehn bis zwanzig Stunden mit Flinte und allem Gepäck beladen täglich gemacht, nach einem Marsch von einigen Stunden ganz erschöpft niedersinken mußte, jetzt da er nur einige Kleidungsstücke und einen Stock trug. Von Tag zu Tag nahmen seine Kräfte ab. Oft brachten sie die Nacht in elenden Schoppen zu; Ludwig sammelte das verstreute Stroh zusammen, den alten Grenadier damit zuzudecken. Jede Nacht wachte er bei ihm und theilte mit ihm die Nahrung, welche ihm die Eigenthümer aus Mitleiden schenkten. Endlich wurde Jakob so schwach, daß sie sich in einer verlassenen Hütte einquartieren mußten, wo der unglückliche Soldat vom Schmerz überwunden, wider Willen diese Worte fallen ließ: „Jakobchen, ein wenig Branntwein oder ich sterbe.“ Das gute Kind brach in heiße Thränen aus, ging auf die Landstraße und begehrte ein Almosen; es erhielt aber nichts und war am Verzweifeln, als ihm eine Idee befiel, eine Idee wie sie nur das Unglück eingibt; er warf sich auf die Knie, zog sein Medaillon heraus und schrie schluchzend: „Lieber Gott! lieber Gott! gib mir Branntwein für den Vater Ja-

lob!“ Unaufhörlich wiederholte er und erstickte fast vor Weinen: „Lieber Gott! gib mir Branntwein für den Vater Jakob!“ In diesem Augenblick nähert sich ihm ein Herr; er fragte um die Ursache seines Jammers; das Kind erzählte ihm unter Thränen seine Geschichte und endigte mit den Worten: „Der Vater Jakob hat mir verboten, mich jemals von dieser Cocarde zu trennen; er hat mir gesagt, daß sie mich schützen würde, daß sie mein ganzes Vermögen sei; wenn Sie mir jedoch einen Sou dafür geben, so können Sie dieselbe nehmen; ich werde Branntwein für den Vater Jakob kaufen.“ Der gerührte Fremde antwortete dem Kind: „Derjenige, den du angerufen hast, hat in Frankreich einige alte Soldaten gelassen, die seine Gutthaten mit ihren alten Waffengefährten theilen werden. Führe mich zum Jakob.“ Und dieser Mann ...

— Dieser wohlthätige Mann, unterbrach der Marineoffizier die Erzählung der Frau Generalin; dieser wohlthätige Mann schloß mich armen Bettler in seine Arme. Er ließ Jakob in sein Schloß bringen und rettete ihm das Leben; er versicherte ihm ein Jahrgehalt, ließ mich Waise wie seinen Sohn erziehen, und jeden Tag noch überhäuft er mich mit Wohlthaten.“

Bei diesen Worten fing der junge Mariner an zu weinen; der General und seine Frau ergriffen seine Hände und ersterer sagte seinerseits:

— Du endigst die Geschichte nicht, Ludwig; du vergiffest zu sagen, daß ich versprochen habe dir die Cocarde am Tage wiederzugeben, wo du mit einem verdienten Epaulette zurückkommen wirst, wie wir die unsrigen verdienten; und wie Sie sehen, die Cocarde ziert seinen Hut: denn Ludwig war bei der Einnahme Algiers, und sein Kapitän, der ihn als Aspirant mitnahm, schickt mir ihn als Fähndrich zurück.

Naturgeschichte.

Der Dachs

oder der Einsiedler im Walde.

An einem Augustabende da die Luft durch vierzehntägige Hitze schwül und drückend war, wandelte ich nach dem nahen Wäldchen um leichter athmen zu können. Ich setzte mich am Ufer

eines Baches wo das Gras seine Frische erhalten hatte auf einen weichen Moosrasen. Tiefe Stille herrschte rings um mich her; denn um diese vorgerückte Jahreszeit lassen die gesiederten Gäste des Waldes weder ihre Liebesrufe noch ihre Bonnelieder mehr hören. Mit desto größerer Aufmerksamkeit lauschte ich auf Lebenssymptome,

da wo die Natur ganz ausgestorben zu sein schien. Ich durfte nicht lange warten. Ein leichtes Rauschen von Blättern erweckte meine Neugierde und ich sah ein Pärchen Grasmücken aus einem nahen Busche emsig ausschlüpfen, Wäcken im Flug fangen und wieder in ihrem Verstecke verschwinden. Ich errieth die Ursache dieses beständigen Hin- und Hergehens. Die Brut des verfloffenen Frühlings war durch muthwillige Knaben zerstört worden; diese mußte ersetzt und die nicht flügenden Jungen mit Nahrung versehen werden, wozu keine geringe Regsamkeit erforderlich war. Etwas weiter erkannte ich die Gegenwart d. s. Grünspechts; er hämmerte mit seinem harten Schnabel an dürren Wipfeln, daß es weithin durch den Wald schallte. Er suchte Insekten und Larven, die seine Hauptnahrung ausmachen, und der Rärm seiner Arbeit glich dem eintönigen Tic-Tac einer Uhr.

Plötzlich regte es sich nicht weit von mir am Boden. Selbst ein geübtes Ohr würde das leise Geräusch wohl kaum vernommen haben, wenn nicht das dürre Moos und die spröden Reiser

es sehr bemerkbar gemacht hätten. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte ich regungslos. Da schleicht aus dem Dickicht ein sonderbarer Waldbewohner hervor; er trippelte vorsichtig schnuppend und emsig umherfuchend am Rande des Baches entlang. Es war ein Dachs, der gegen Abend aus seinem Bau hervorkömmt und auf Raub ausgeht.

Dies Raubthier, welches zu der mordgierigen Familie derarder gehört, hat keinen so schlechten Ruf als diese letztere, doch zieht er rohes Fleisch jeder andern Nahrung vor. Da ihm aber die Lebhaftigkeit, die Gewandtheit im Klettern abgeht, um die Vogelnester auszuheben, oder in die Hühnerhäuser zu dringen um Viegeleien zu begehen, so glaubt man ihn unschuldiger als er wirklich ist. Er nährt sich von Wurzeln, allerlei Gewürm, Mäusen, Schlangen etc., wodurch er dem Menschen Dienste leistet; aber er stellt auch den jungen Hasen, den Feldbühnern, der Wachteln und überhaupt allen Vögeln, die auf dem Boden nisten, nach. Die Pächter, welche am Rande oder mitten im Walde wohnen, wo diese



Raubthiere sich aufhalten, haben nur zu oft die Verheerungen ihres Geflügels durch den Dachs zu beklagen.

Jetzt wendet sich der Dachs seitwärts und kam nach kurzem Hin- und Herschnuppern schnurgrade auf mich zu. Ich vermied die geringste Bewegung: Bald links, bald rechts witternd, hier liest er einen Wurm, dort einen Käfer auf, hier gräbt er blizschnell ein Loch in den Boden und erhascht eine Maus. Ein leichtes Lüftchen macht ihn den Kopf nach dem Buchengebüsch drehen, welches das Graswüdenneft sammt den Jungen birgt, und schnell wie ich es ihm gar nicht zutraut, springt er in das Dickicht, packt die junge Brut und verschwindet damit.

Aus dem was ich gesehen folgerte ich, daß des Dachses Auge nicht so klar ist als sein Geruchssinn scharf. In der That sah er mich nicht ob er zwar nur einige Schritte von mir entfernt war, und wenn er mich nicht gewittert wie das Vogelneft, so kommt dies daher, weil ich unterm Winde war.

Ich suchte jetzt in dem Busche nach, in welchem der Dachs verschwunden war und ich fand bald den Eingang zu seinem Erdbau. Diese Höhle, drei bis vier Fuß tief, immer voll Kriemmungen und Windungen, wird mit den scharfen Krallen der Vorderfüße gegraben, und ist dem Alter des Dachses angemessen. Jedes Jahr setzt er sein Graben fort und bleibt in seiner Höhle, so lange er darin nicht gefährdet ist. In der Tiefe enthält sie den sogenannten Kessel, eine runde ausgearbeitete Kammer, wo sich die Alten im November paaren und die Dächin im Februar drei bis fünf blindegorene Junge zur Welt bringt.

Als schädliches Thier wird der Dachs das ganze Jahr, besonders aber im März gejagt, weil alsdann die Jungen noch bei der Mutter sind. Diese Jagd wird mittelst Dachshunden

Der hohle Felsen.

Im Hintertheil der Rhede von Brest, am Vorgebirg der Halbinsel Keler, liegt der im Laubwerf von Hochholz versteckte Weiser Roseanvel, dessen Kirchturmspitze die Bäume ringsum überragt und als Wegweiser dient. Der Ort besteht kaum aus dreißig Häusern, die sich um die Kirche reihen, welche vom Friedhofe umgeben ist, den riesenhafte Nußbäume beschatten.

* Dieser Felsen ist noch vorhanden bei Brest und die Geschichte davon ist wahrhaft.

vorgenommen, die allein in die Höhlen schlüpfen können und durch langes Bellen angeben, daß der Dachs darin ist. Der in seinem Versteck angefallene Dachs vertheidigt kräftig seine Jungen. Zuerst wühlt er die Erde um, die Hunde zurückzuhalten oder zu vergraben; gelingt ihm dies Mittel nicht, so liefert er ihnen einen blutigen Kampf, der selten zum Vortheil des Hundes ausfallen würde, wenn ihm die Jäger nicht zu Hilfe kämen, indem sie möglichst schnell hinabgraben, wenn sie vermuthen, daß das Thier in die Kammer zurückgedrängt ist. Einer der Jäger hält ihm alsdann einen kurzen an beiden Enden mit Seilen versehenen Stod vor, in welchen der Dachs wüthend einbeißt. In diesem Augenblick windet ihm der Jäger das Seil mehrmals um die Schnauze und macht ihn dadurch unschädlich, da er nicht beißen kann.

Der Pelz des Dachses wird auf verschiedene Art gebraucht. Er dient als Pferdedecken, als Jäger-Schlupfer, als Futter für Reisesäcke oder Koffer &c.; aus seinen Haaren werden Bart- und Malerpinsel gemacht. Sein Fleisch ist nicht sonderlich schlecht zu essen. Seinem Fett schrieb man ehedessen die Kraft zu, die Schwindsucht zu heilen, und Viele begehren heute noch in den Apotheken Dachsfett und erhalten nichts anders als Schweineschmalz.

Da der Dachs von Natur sehr mürrisch und unverträglich ist, so findet man nie mehrere im nämlichen Bau vereinigt. Wenn die Jungen stark genug sind um ihre Nahrung zu suchen, so verlassen sie die Mutter und graben sich einen Zweigbau, um mit den Andern nicht in Berührung zu kommen. Betrachtet man dazu sein stillgeschäftiges und heimliches Wesen, so wird man die Bezeichnung als Einsiedler im Walde nicht unzutreffend finden.

Vor einem frischen Grabe, auf welchem ein schwarz angestrichenes mit Thränen besäetes Kreuz stand, was auf den Friedhöfen den Armen als Grabstein dient, kniete ein Mann mit entblößtem Haupte; seine zwei Kinder beteten neben ihm. Da ruheten die Mutter der Kleinen, und die treue Lebensgefährtin des Mannes. Sanft und unverzagt hatte sie zehn Jahre nachwachen, Elend und Gebrechlichkeiten ertragen und ist unter der Last der Arbeit erlegen ohne eine Klage laut werden zu lassen.

Nach langem, inbrünstigen Gebet standen Claude Morvan und seine Kinder auf; still-

schweigend schlugen sie den Weg nach Kelern ein. Catharine's Tod hatte des Bauern Herz schwer verwundet; denn er hing mit ganzer Seele an ihr, doch hatte ihn der Schmerz nicht entmuthigt, er fuhr fort die Verstorbene in ihren Kindern zu lieben.

Peter, der älteste, gränzte an's neunte Jahr und besaß eine Fertigkeit im häuslichen Leben, welche die Noth oft den Arbeitkindern verleiht: er überwachte nicht nur seine zwei Jahre jüngere Schwester Renata, allein er beschäftigte sich auch noch an der Bestellung der Haushaltung, machte die Commissionen und arbeitete mit seinem Vater nach Kräften und Geschicklichkeit.

Alle drei hatten einen an der Seite des hohlen Felsens sich hinschlängelnden Fußweg eingeschlagen und sie erblickten bald ihre Hütte, welche halbwegs von Roscandel und von der Citadelle von Kelern lag.

Beim Anblick der durch die untergehende Sonne beleuchteten Wohnung wurde dem Claude das Herz schwer. Wider Willen erinnerte er sich an die Zeit wo Catherine's Stimme den Kindern die Ankunft des Vaters ankündigte, wie auch an die Freudeausdrücke Peters, der ihm mit Renata entgegenlief. Jetzt war Alles still und ödel. Der Tod war an der Hütte vorbeigegangen und hatte das Leben und die Freude daraus mitgenommen.

Claude seufzte innerlich, nahm seiner Kinder Hände und zog sie an sich. Fürder sollen sie seine Kraft und sein Trost sein.

Als sie beim Wegumbiegen der Hütte gegenüber kamen, erblickte Claude Hrn. Royer, der ihn auf der neben der Thür angebrachten Bank sitzend erwartete.

Ehemals Wirth in Brest, hatte sich Hr. Royer nach Roscandel zurückgezogen, wo er einige Güter gekauft hatte, unter andern die Wohnstätte von Morvan. Er selbst bewohnte ein altes halbverfallenes Herrschaftsgut, dessen Felder er auf eine filzige und kennnißlose Art anbaute. In der Gegend beschuldigte man ihn des Geizes, besonders aber des Uebermuths. Mehrere Male hatte er sich vor dem Friedensrichter wegen strafmäßiger an seinen Diensthoten verübter Mißhandlungen verantworten müssen.

Beim Nähertreten grüßten Claude und seine Kinder höflich.

Hr. Royer, ohne den Gruß zu erwidern, sagte mit einer Herzlosigkeit, mit der sich Einfaltspinsel und Linnenschen gegen ihre Untergebenen brüsten: So ist also deine Frau gestorben! Weißt du, daß dies ein Unglück für dich ist?

— Nur zu wohl weiß ich's, Hr. Royer, er-

widerte Claude bestürzt; denn Niemand wußte sie besser zu schätzen als ich.

— Was aber am schlimmsten ist, dadurch hast du einen guten Platz bei Hrn. Venoir verloren. Wie, zum Teufel, hast du aber auch seine Arbeit acht Tage lang an den Nagel hängen können?

— Wußte ich nicht Catherine versorgen?

— Catherine, Catherine! die Kinder waren ja bei ihr! Uebrigens wußtest du wohl, daß an kein Aufkommen mehr zu denken war.

— Das glaubt man niemals, wenn man die Sterbende innig liebt, erwiderte Claude treuherzig und gerührt: so lang sie mich ansah und mit mir redete, konnte ich nicht glauben, daß sie mich sobald verlassen würde.

— Du siehst nun, Zipsel, sagte Hr. Royer kopfschüttelnd, was dir das genügt hat. Sie ist jetzt gestorben, aber zehn Tage zu spät, denn Hr. Venoir, der nicht auswarten konnte, hat einen Ziegelbrenner von Brest kommen lassen. Wo wirst du nun Arbeit finden?

— Ich werde überall nachfragen, versetzte Morvan.

— Und man wird dich nirgends annehmen, erwiderte der ehemalige Wirth. Du weißt es so gut als ich, die Geschäfte stehen jetzt still; es gibt mehr Arbeiter als Arbeit.... Obendrein bist du mir noch drei Monate Hauszins schuldig.

— Ich habe es nicht vergessen, Hr. Royer, sagte Claude, und ich werde Sie bezahlen.

— Mit dem Erlös des Schweins, das du verkauft hast, um Arzneien für deine Frau zu kaufen, — oder mit den Möbeln, die kaum hinreichen für den Sarg, die Leichenzeremonien und das Kreuz? fragte unbarmherzig Hr. Royer. Hättest du, da du keinen Heller besitzest, dich nicht mit einem Armenbegräbniß für deine Frau begnügen können?

— Ach! sagte schluchzend Morvan, bedenken Sie, daß dies das Letzte war, was ich hier für sie thun sollte; man ist von diesen Ideen nicht Meister! Hätte ich ihr versagt was man den andern Todten gestattet, so würde ich gefürchtet haben ihr Gedächtniß zu entehren. Sie, die ihr Leben für uns aufgeopfert hat, konnte sie nicht mit Recht hoffen, daß wir sie im Tode ehren würden? Das Kreuz zeigt mir an wo ihr Leichnam ruht, und wo wir zum Beten niederknieen sollen.

— Wieder Einer dem der Aberglaube den Kopf verrückt, murmelte kopfschüttelnd der Eigenthümer für sich hin; doch was liegt daran.... Das Resultat von all' dem ist, daß du am Bettelstabe bist und mich nicht bezahlen kannst, nicht wahr?

— Im Augenblick freilich nicht; aber . . .

— Aber, nun da kannst du anderswo eine Wohnung suchen, erwiderte rücksichtslos der Geizhals; ich habe einen andern Miethsmanu gefunden, der mir zwei Thaler Hauszins mehr verspricht, du mußt also morgen ausziehen.

Ob schon Claude diese barsche Verabschiedung nicht erwartet hatte, wendete er doch nichts dagegen ein.

— Jedermann ist Meister in seinem Eigenthum, erwiderte er; wenn Hr. Koyer einen bessern Preis findet, so möchte ich nicht, daß er diese Gelegenheit meinethwegen versäße. In der Bucht von Dinant wohnt einer meiner Vetter, der mir ein Unterkommen nicht versagen wird, wie ich hoffe; ich werde morgen mit meinen Kindern dahinziehen.

— Noch Eines, unterbrach Hr. Koyer, indem er aufstand. Wenn du einmal fort bist, so lebst dir meine Quittung an den Schuhsohlen; wir müssen unsere Rechnung zuvor abmachen.

— Ich glaube Ihnen gesagt zu haben, daß ich im Augenblick ohne Mittel bin, Sie zu befriedigen, sagte Claude verlegen.

— Ja wohl, entgegnete Hr. Koyer, allein du hast Kinder; gib mir dieselben, sie können das Vieh hüten, und ich erkläre, daß du mir nichts mehr schuldig bist.

Bei diesem unerwarteten Vorschlag spitzten Peter und Renata, die bis jetzt das Gespräch mit einem ihrem Alter natürlichen Gleichgültigkeit angehört hatten, schnell die Ohren.

— Du hast Alles dabei zu gewinnen, setzte der Eigenthümer bei; denn du würdest dieser zwei Krabben los, die ich an die Arbeit gewöhnen würde.

Die Kinder drängten sich an ihren Vater.

— Ich will nicht mit ihm gehen! schrie Renata, die Hrn. Koyer mit Entsetzen ansah.

— Ich will nicht in's Herrschaftshaus gehen! setzte Peter ebenfalls erschrocken hinzu.

— Was will das heißen, was will das heißen? sagte der Eigenthümer, indem er lechtern in die Ohren kneipte: ihr macht, glaube ich, die Widerspenstigen. — Du wirst gehen oder ich führe dich, Schlingel.

— Erlauben Sie, Hr. Koyer, ich will mich nicht von diesen unschuldigen Geschöpfen trennen.

— Wie! Du weigerst dich, mir dieselben zu übergeben? brauste der Erwirthe auf.

— Ich behalte sie lieber bei mir, erwiderte Claude etwas schüchtern; sie sind an mich gewöhnt — sie würden anderswo nicht gut thun.

Herr Koyer erhob sich ganz roth vor Zorn.

— So! nun das hätte ich bei meiner Treue

nicht erwartet, fuhr er auf. — Ich biete ihm ein Mittel an, seine Schuld zu entrichten, ohne einen Heller auszuweichen, indem ich ihm noch eine Last abnehmen will, und er schlägt es ab! — Und aus welcher Ursache? weil die Faulenzer bei ihm bleiben wollen. Wissen sie warum? Nun, du kleiner Taugenichts, warum willst du nicht mitgehen?

— Weil ich nach Hunger essen will, und im Herrschaftshause verweigert man Einem ein Stück Brod, versetzte Peter.

— Was liegt daran, schrie Hr. Koyer, indem er die Hand aufhob.

— Ich will nicht geschlagen werden, und im Herrschaftshause wird man geschlagen, fuhr das Kind ernsthaft fort.

— Der Erwirthe wollte ihn ergreifen, um die Herzhaftigkeit dieser, unglücklicherweise in der ganzen Gemeinde bekannten Thatjache, zu bestrafen; allein Claude wehrte es ab.

— Ah! so erziehst du deine Kinder? schrie Koyer außer sich; du lehrst sie ihren Herrn gröblich beleidigen, Lügen wiederholen! Nun ich werde sie finden. Wehe ihnen, wenn ich sie wieder antrefe! Wehe ihnen, wenn sie mir in die Hände fallen!

— Um diesem zuvorzukommen, behalte ich sie bei mir, antwortete Morvan sehnlich gerührt; niemals hat sie Jemand mißhandelt, und so lange ich's verhüten kann, soll's auch nicht geschehen.

— Du drohest mir also, versetzte der Eigenthümer wüthend; das ist nun der Dank für meine Geduld, oder besser für meine Dummheit! — Gott strafe mich! Du sollst sie nicht lang mehr mißbrauchen. Bezahle mir die rückständigen Miethzins oder ich jage dich noch diesen Abend, ja sogleich fort.

Morvan fuhr zusammen.

— Das werden Sie nicht thun, Herr Koyer, sagte er.

— Nicht, schrie dieser erbittert; nun das werden wir sehen! Willst du mich bezahlen?

— Um Gotteswillen! Sie wissen ja, daß ich es im Augenblick nicht vermag.

— Dann bin ich in meinem Rechte, sagte der Erwirthe. Er zog den Schlüssel aus der Thür der Hütte, ließ Claude stehen und verschwand schnell aus den Augen.

Anfangs stand der Bauer unbeweglich vor Staunen, dann vom Zorn hingerissen, lief er dem Wirthe nach; allein das Geschrei seiner erschrockenen Kinder hielt ihn plötzlich an. Er überlegte die Folgen eines gegen diesen Mann begonnenen Streites; ein Prozeß, Thurnstrafe

vielleicht könnten daraus erfolgen; Peter und Renata würden ohne Hilfe sein! — Dieser Gedanke dämpfte augenblicklich seine Aufreizung. Er kehrte zu seinen Kindern zurück, nahm sie bei der Hand und stand einige Augenblicke unentschlossen vor seiner Wohnung. Sollte er zu Hrn. Royer gehen und versuchen, denselben umzustimmen oder ohne weiters sich zu seinem Bette begeben? Nach einiger Ueberlegung entschied er sich für's Letztere. Der Tag hatte sich geneigt; mit Anstrengung konnten sie noch zeitig genug zu Dinant ankommen. Unter einem Schirmdach nahm er einen Lebensmittel enthaltenden Korb hervor, eiferte die Kinder an, ihm zu folgen und stieg die Anhöhe gegen Kelern hinan, um von da Dinant zu erreichen.

Der Kinder wegen mußte er langsam gehen, und in seinen Gedanken vertieft, sah er nicht was um ihn her vorging. Der Himmel umhängte sich immer mehr; schwere durch den Meerwind getriebene Wolken umhüllten die Dünen, und im Augenblick wo unsere Reisenden das Ufer erreichten, welches Roscanvel von Kelern trennt, brach das Gewitter mit schrecklicher Heftigkeit aus.

Ängstlich für seine Kinder besorgt, suchte Claude mit den Augen ein Obdach; allein die Häuser waren zu entfernt, als daß man daran denken konnte, dieselben zu erreichen; endlich fiel ihm der hohle Felsen ein, und er lief dahin indem er seine Kinder mühsam mitschleppte.

Hohlen Felsen nannte man einen kegelförmigen Felsen, dessen Inneres, natürlich ausgegraben, mit dem obern Theile durch eine Art Kamin in Verbindung stand. Die Fischer, die Hirten und die Kinder der Umgegend suchten bisweilen ein Obdach darin. Die Meereswellen konnten ihn nicht erreichen, und selbst die hohe Fluth erstreckte sich kaum bis an dessen Fuß. Claude fand allda die Reste eines halbverlöschenden Feuers und Holz, daselbe nähren zu können. Aneinander gefügte Strandsteine bildeten einen Heerd, um welchen einige Blöcke anstatt Bänke lagen. Im Hintertheil der Höhle war ein Haufen Seegras, das im Nothfall zum Unterhalt des Feuers dienen konnte.

Morvan zündete das halbtödtte Feuer wieder an, setzte die Kinder darum, um ihre Kleider zu trocknen, und nahm aus dem Korb einige Nahrung, die er unter sie vertheilte.

Anstatt abzunehmen, wurde das Gewitter jeden Augenblick heftiger. Der Wind pfliff durch die Spalten der Felsen und das tobende Meer vertrieb die Kieselsteine am Ufer. Durch Stoßwinde getriebene Regenströme peitschten biswei-

len den hohlen Felsen und fielen wie Wasserfälle auf den Sand. Claude kannte die Seestürme genug um zu wissen, daß dieser wenigstens die ganze Nacht anhalten, und daß er vor Morgen sein Obdach nicht verlassen können werde. Er richtete mit dem Seegras ein Bett für die Kinder her, deckte sie mit seinem Rock zu und setzte sich neben das Feuer. Das sachte Athmen derselben zeigte an, daß sie eingeschlafen waren.

In dieser Hinsicht beruhigt, legte er seinen Kopf in seine auf die Kniee gestützten Hände und versuchte auch zu schlafen. Allein die Erinnerung an Catherine und seine zwei Kinder hielt ihn wider Willen wach. Er fragte sich wie er bei letztern die gute und thatkräftige Mutter ersetzen könne; wo er wohl Arbeit finden werde, die für ihren Unterhalt ausreichen würde. Die Einwürfe des Hrn. Royer stiegen in ihm auf, und er mußte gestehen, daß sie richtig waren. Zuerst in Drest als Kalkbrenner, dann in Roscanvel als Ziegelbrenner beschäftigt, konnte er weder ein Schiff lenken noch einen Pflug führen, und folglich nur schwer Beschäftigung finden in einer Gegend, wo der Ackerbau oder die Schifffahrt der Hauptnahrungsweig ist. Das Nachsinnen machte seine Gedanken immer düsterer, und er war soweit gekommen, daß er bereute den Vorschlag des Hrn. Royer nicht angenommen zu haben, als seine Blicke von ungefähr auf den Strandsteinen verweilten, die als Feuerheerd dienten; dieselben, durch die Flammen verbrannt, waren gebleicht und dem Kalk ähnlich geworden. Morvan besah sie genauer, zog sie aus dem Feuer, schob sie an die Oeffnung der Höhle, um sie der Wasserprobe zu unterwerfen, und überzeugte sich, daß es ächter Kalk war. Da ging ihm plötzlich ein Licht auf. Wäre nur ein Theil der Strandsteine, welche am Ufer herumliegen, Kalksteine, so hätte man in der Nähe eine reiche, unerschöpfliche Goldgrube. Jede Wasserströmung brachte mehrere Ladungen dieser werthvollen Steine ganz zum Brennen fertig. Mit diesen Gedanken beschäftigt konnte Claude die ganze Nacht kein Auge schließen. Jetzt war die Frage, wie er seinen Fund benützen und seine Ziegelbrennerkunst auf eigene Rechnung ausbeuten konnte. Ach! hätte er nur Geld genug gehabt um einen Ofen zu bauen und die nöthigen Knister anzuschaffen. Allein er hatte nichts als seinen guten Willen und Zutrauen auf Gott. In einem inbrünstigen Gebet flehete er um Hilfe und Rath. Das Gebet wurde erhört; denn als die ersten Sonnenstrahlen das Innere des hohlen Felsens erleuchtet hatten, fiel dessen Form Claude auf, und er erkannte, daß

Herfälle
stürme
und die
Dörger
de. Er
die Rin-
nd seye
en der-
ren.
einen
unde und
Erinne-
er hielt
ic er bei
erleyen
die für
ie Ein-
of, und
Zuerst
ocanvel
er weder
n, und
in einer
iffahrt
hinnen
und er
in Vor-
men zu
auf den
urcheer
en ver-
mlich
zog sie
ung der
vrosen,
it war.
are nur
in Ufer
in der
bgrube.
abungen
hennen
e konnte
hlicher.
ochungen
e Red-
ur Geld
und die
er hatte
ustranen
k sichete
urde er-
sen das
ten, fiel
te, daß



er einen natürlichen Ofen bilde, der leicht zu benützen sei. Er führte Peter und Renata nach Dianant zu seinem Vetter, der einwilligte, dieselben einige Tage zu besorgen; dann lehrte er in den hohlen Felsen zurück, trug eine am Ufer ausgesuchte Quantität Strandsteine hinein, wie auch Secgras, ordnete Alles nach seiner Erfahrung und zündete das Feuer an.

Das erste Resultat war nicht ganz befriedigend; doch war es hinreichend, daß ihm ein Pächter der Nachbarschaft einen Karren voll Wellen anvertraute, mittelst welcher er einen herrlichen Kaff erhielt, der auch gleich verlaufen war. Dieser glückliche Erfolg entschied Alles. Nach einigen Jahren konnte Claude einen Drennofen herrichten in der Nähe des hohlen Felsens, der für seine Fabrikation nicht mehr hinreichte. Noch lange nachher sah man hinter diesem Drennofen ein weißes Händchen, mitten in einem umzäunten Garten, in welchem ein Greis spazieren ging, unterstützt von einem jungen Menschen und einem Mädchen, welche stätlich gelleidet waren; es waren Claude Morvan, Peter und Renata, welche ihrem Vater durch Sorgfalt und Erkenntlichkeit alle seine frühern Besorgnisse vergolten.

Heute noch zeigt man den Touristen den hohlen Felsen, als Ursprung einer wichtigen Industrie für die Umgegend, wodurch sich eine arme rechtschaffene Familie bereicherte.

Der alte Fischer, der dem Verfasser dieser Geschichte als Wegweiser diente, sagte indem er darauf hinwies: „Man sagt, es gebe keine Wunder mehr; allein dieser Felsen ist ein Beweis, daß der liebe Gott die Gräser der Felsen und die Rieselsteine des Strandes auch heute noch in Gold verwandeln kann, um die Tugend und Ergebenheit in seinem Willen zu belohnen.“

Der Kanal von Suez.

(Mit einer großen Abbildung.)

Unsere große Vorstellung gibt einen Begriff von den Festlichkeiten, welche der Vicekönig von Egypten, Ismail I, am 17. November 1869 bei Gelegenheit der Einweihung des Suez-Kanals gab, um das glückliche Ende der riesenhaften Arbeiten zu krönen, welche das Graben dieses Seekanals durch die Meerzunge von Suez veranlaßt hat, um das Mitteländische mit dem Rothen-Meer zu vereinigen.

Dieses Riesenwerk, welches der geistreiche Hr. Ferdinand von Lesseps ausgedacht und in 10 Jahren ausgeführt hat, wurde hauptsächlich von französischen Kapitalisten unterstützt; es ist das erfolgreichste Unternehmen unseres Zeitalters; wir konnten es daher nicht mit Still-schweigen in unserm Kalender übergehen.

Der Gedanke in der Meerzunge von Suez einen Kanal zu graben hatte die Velehrten schon vor Jahrtausenden in Anspruch genommen. Damals schon sah man darin den natürlichsten und kürzesten Weg für den Handel zwischen dem Orient und dem Occident. Sieben hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung hat einer der Pharaone, der ägyptische König Necos, den Entschluß gefaßt, das Mitteländische mit dem Rothen-Meer mittelst eines schiffbaren Kanals zu verbinden. Man verwendete hundert Jahre auf diese Arbeit: derselbe war 150 Kilometer lang, 30 Meter breit und 2 bis 3 Meter tief. Das war hinreichend für die Schiffe dieser Zeit, deren größte höchstens 15 Meter lang waren, ungefähr wie die Gondolen, welche mit Steinkohlen beladen durch Strassburg in den Rhein-Rhone-Kanal fahren. Hieraus ersieht man, daß der König Necos und seine Nachfolger nicht nöthig hatten die beiden Meere zu Hilfe zu rufen.

Durch Entleerung eines Theils der Gewässer vom Nil erreichten sie vollkommen ihren Zweck. Dieser Kanal bestand 1500 Jahre, überhäufte Egypten mit Reichthum und Wohlsein, bis er 750 Jahre nach Christi Geburt durch einen mahomedanischen Feldherrn zerstört wurde; allein nach eis Jahrhundertern sieht man in den Umgegenden von Suez noch dessen Spuren.

Seit diese Gegenden, welche ehemals so gesegnet an Volk und Ackerbau waren, diese fruchtbringenden Gewässer verloren hatten, verwandelten sie sich in eine Sandwüste und blieben in diesem traurigen Zustande bis 1799, wo der General Bonaparte, bei Gelegenheit des Feldzugs in Egypten, den Entschluß faßte, diesem Lande seinen ehemaligen Glanz wieder zu geben. Er beauftragte die Ingenieure, die ihn begleiteten, einen seinen Ansichten entsprechenden Vorschlag anzuarbeiten, nach welchem nämlich der Kanal Necos hergestellt, mit den Gewässern des Nil versehen würde, und einen andern größern Kanal für die Handelschiffe zu graben. Er sollte zu Pelusa an der Mündung des Nils anfangen um sich bei Suez in's Rothe-Meer zu werfen. Er sollte mit starken Schleusen versehen werden, weil die Ingenieure gefunden hatten, daß der Wasserstand des Rothen-Meeres um 10 Meter höher stehe als jener des Mitteländischen-Meeres.

Die zu jener Zeit in Europa vorgefallenen politischen Ereignisse erlaubten dem General Bonaparte nicht, welcher kurz nachher als Kaiser Napoleon I ausgerufen wurde, sich später mit dem Kanalbau Egyptens zu befassen. Die Pläne der Ingenieure blieben also liegen bis 1847, wo Esfantin, der Verbreiter des Sanct-Simonismus, dessen Studium wieder aufnahm. Die Ingenieure die Velehrten begleiteten, berichtigten den von ihren Vorfahrern begangenen Fehler hinsichtlich des Wasserstandes der zwei Meere. Ihre neuen mit der größten Genauigkeit gemachten Berechnungen bewiesen, zum großen Erschrecken der Velehrten, daß dieser Unterschied kaum bemerkbar ist. Nachdem diese große Schwierigkeit überwunden war, wandte sich Esfantin an Mehemet-Ali, den damals regierenden Vicekönig Egyptens, um ihn für sein Vorhaben zu gewinnen und die Erlaubniß zu erhalten, die Arbeiten des Kanals anzufangen; allein den Prinzen beschäftigten andere Pläne und das Unternehmen wurde zum zweiten Male aufgegeben.

Esfantin und seiner Gehilfen Vorarbeiten gingen jedoch nicht verloren. Er übergab seine Pläne Hr. Ferdinand von Lesseps, der 1831 französischer Consul in Cairo war, und der alles was über diesen wichtigen Gegenstand geschrieben worden war, reiflich durchstudirte. Dadurch wurde er veranlaßt in die Fußstapfen dieser kühnen Nachforscher zu treten, und durch seine anhaltende Thätigkeit wurde ihm die Ehre zu Theil die Verbindung der zwei Meere zu verwirklichen.

Glücklicher als Esfantin, erhielt er am 30. November 1854, von Said-Pascha, Nachfolger Mehemets-Ali, die Erlaubniß die Arbeiten anzufangen. Dieselben wurden so nachdrücklich betrieben, daß sie in 10 Jahren beendigt waren, unerachtet der Schwierigkeiten von denen man sich bei Durchlebung des Werkes der Hrn. Fontane und Ron Rechenschaft geben kann.

Der Einweihungstag war vom Vicekönig auf den 17. November 1869 festgesetzt worden. Die meisten Regierungen Europa's hatten die Einladung Said-Pascha's angenommen, und waren bei dieser ersten Ansicht vertreten. Die Kaiserin der Franzosen, der Kaiser von Oesterreich, der Kronprinz von Preußen, der Herzog von Koste beehrten mit ihrer Gegenwart dieses Bollesfest, welches die ganze Welt angeht. Außer dieser erlauchten Personen, hatte der Vicekönig die ausgezeichnetsten Männer in den Künsten und Wissenschaften unserer Zeit dazu eingeladen. Am 17. November, nachdem die

Flotte vor Port-Said, dieser neuen am Mitteländischen-Meer entstandenen Stadt sich versammelt hatte, fuhr sie feierlich in den Suezkanal um die Durchfahrt einzuweißen. Die Kaiserin war am Bord des „Nigle“ und nahm mit dem „Greif“, Yacht des Kaisers von Oesterreich, vor Anker den Ehrenplatz ein. Beim Einfahren in den Kanal öffnete der „Nigle“ den Zug, wie es der österreichische Kaiser der Kaiserin zu Ehren befohlen hatte. Die Durchfahrt geschah in einigen Stunden.

So wurde der Suezkanal offiziell für alle Schiffe der ganzen Welt ohne Ausnahme geöffnet, und durch denselben ist die Seereise nach Indien und dem äußersten Orient um 3000 Stunden für die Seehäfen Frankreichs abgekürzt.

Zwei Welten geben sich die Hand über Egypten. Seit der Entdeckung Amerika's ist nichts so Großartiges vorgekommen.

Der Barbier von Göttingen.

(Mit einer Abbildung.)

Der Barbier vom Collegium von Göttingen war eines Abends gegen zehn Uhr im Begriff sich zu Bette zu begeben, nachdem er ein Duzend Studenten rasirt hatte. Plötzlich öffnete sich seine Thür und ein Mann von untergeordnetem Wuchse und einem Schmeerbauch, der einem Bürgermeister Ehre gemacht hätte, erschien unter derselben. Sein Gesicht, seine Schenkel, sein ganzer Körper war übermäßig feist. Sein Aussehen und seine Sprache verriethen einen lustigen, sorgenlosen Bruder; er trug einen gewichsten Hut mit breiten Krämpfen, einen schwarzen Rock und Hosen vom nämlichen Stoff mit kupfernen Schnallen. Sein rabenschwarzes, gekräuseltes Haar stach auf beiden Seiten unter seinem Hut hervor; sein Knebelbart war lang und dicht, und sein Bart stand wenigstens schon vier Tage.

Sein Eintrittsgruß in das Heiligthum des Barbiers war ungezwungener als höflich. Er schlug die Thüre hart hinter sich zu, trat mitten in's Zimmer, und die Hände in den Taschen pfiiff er wie ein Stallknecht.

— Können Sie mich rasiren? war sein erstes Wort.

— Mein Herr? fragte der Barbier erstaunt, und seine Blicke begegneten jenen des Neucin-getretenen.

— R
ermüdet
Der
schon er
durch
zu selb
rüdend
von So
Eigentl
Seine
die ihn
die Fro
gewöhn

— S
rasiren
Rasirm
hielt: S
am Ras
schwerer
dann w
Stachel
tung.

— B
der Ant
legte se
massen
— Nun,
Wort
neben s
frieden
Dän
bler w
beiten
seine la
nisch a
Bild,
lich bre
Jedern
sagte de
ren, es
Rasirm
Client
Dhren
mit ei
Allein
der
seiner
sein A
nach se
großm

— Wie
lud sei
angeh
mitter
allen

— Können Sie mich rasiren? fragte ich Sie, erwiderte jener mit Donnerstimme.

Der Barbier war ein magerer, hochstelziger schon etwas bejahrter Mann: er glänzte nicht durch Muth und Charakterstärke. Doch war er zu sehr für sich eingenommen, weil er der Berücktenmacher der Professoren der Universität von Göttingen war, als daß er sich in seinem Eigenthum hätte ungestraft Trog bieten lassen. Seine Entrüstung stieg über eine gewisse Furcht, die ihn wider Willen anwandelte, und er hörte die Frage seines frechen Besuchers mit einer ungewöhnlichen Entschlossenheit an.

— Sie fragen mich, mein Herr, ob ich Sie rasiren kann? sagte er indem er versuchte ein Rasirmesser abzuführen, das er in der Hand hielt: Ich kann Jeden rasiren der jemals Bart am Kinn hatte; ich sehe nicht ein warum Sie schwerer zu rasiren wären als ein Anderer, es sei denn weil Sie einen Knebelbart haben wie ein Stachelschwein oder sonst ein Thier dieser Gattung.

— Also werden Sie mich rasiren? versetzte der Andere, warf sich sogleich auf einen Stuhl, legte seinen Hut neben sich und streckte seine massenhaften Beine aus soweit er konnte. — Nun, mein Alter, bin ich bereit.“ Bei diesen Worten zog er seine Halsbinde aus, legte sie neben sich, und fing an mit einer gewissen Zufriedenheit seinen Hals und sein Kinn mit beiden Händen zu reiben. Allein der Universitätsbarbier war nicht bei Laune sich solche Gemeinheiten gefallen zu lassen. Er setzte die Brille auf seine lange magere Nase, dehnte das Kinn ironisch aus und heftete auf den Fremden einen Blick, der nichts weniger als günstig war. Endlich brach er los: Ich sage, mein Herr, daß ich Jedermann rasiren kann; allein. — Allein was? sagte der andere. — Allein Sie will ich nicht rasiren, erwiderte der Barbier; und er fing an sein Rasirmesser abzuführen wie vorher, ohne auf den Klienten Acht zu geben. Dieser schien seinen Ohren nicht zu glauben und sah den Barbier mit einem gewissen neugierigen Staunen an. Allein die Neugierde ging bald in Zorn über, der sich durch außerordentliches Aufschwellen seiner Brust und durch die Röthe, die plötzlich sein Angesicht überzog, kund that. Nach und nach schollen seine Backen und glichen fast einer großen Kürbis.

Nicht nicht rasiren, mich! schrie er, und entlud seine Lunge und seine Backen von der darin angehäuften Luft. Der Ausbruch dieses Gewitters war schrecklich. Der Barbier zitterte an allen Gliedern, allein ohne ein Wort zu sagen.

— Nicht nicht rasiren, mich! Stillschweigen wie vorher.

— Nicht nicht rasiren! wiederholte das Männlein zum dritten Male, aber lauter als je, vom Stuhle mit einem seiner Corpulenz unangemessenen Sprung aufstehend. Dies erschreckte natürlich den Barbier, denn der andere stellte sich vor ihn, die Hände auf die Hüften gestützt, mit feurigen Augen und in einer ganz feindseligen Stellung. Der Barbier legte langsam sein Leder und sein Rasirmesser auf den Kammschopf.

— Wollen Sie mich in meinem Eigenthum beschimpfen? sagte er so kräftig als er konnte.

— Donner und Teufel! wer will Sie beschimpfen? Ich will rasirt sein. Was ist da Außerordentliches dabei? — Nach zehn Uhr rasire ich nicht mehr, versetzte der Barbier; übrigens sind meine Kunden nur die Professoren und die Studenten der Universität. Es ist mir scharf verboten durch den ehrw. Dr. Dedimer Danderhead und den akademischen Senat andere Bärte oder Haare zu besorgen. — Der Dr. Dedimer Danderhead! bemerkte der andere spöttlich lächelnd. Zum Henker! wer mag das sein? — Es ist der Vorsteher der Universität, der Professor der Philosophie, erwiderte der äußerst geärgerte Barbier, in solchen Ausdrücken von diesem Gelehrten reden zu hören. — Und dieser Schulfuchs ertheilt solche Befehle? Die Zeit erlaubt mir nicht, die Nacht hier zuzubringen, jetzt habe ich Ihnen nur ein Wort zu sagen: wenn Sie mich nicht rasiren, so werde ich Sie rasiren. Die That folgte auf die Drohung; er streckte den Arm aus, nahm den Barbier bei der Nase und setzte ihn mit Gewalt auf den Stuhl, den er so eben verlassen hatte. Einen Augenblick durch diese schnelle Bewegung bestürzt, sah der Barbier den Thäter dieser vermessenen That eben so zornig als erstaunt an, und nur als er auf seinem Gesichte das Gefühl des kalten und feuchten Seifenpinsels verspürte, ward ihm seine wirkliche Lage klar. Seine erste Bewegung war aufzustehen, allein der unbiegsame Arm des Männchens hatte ihn gleich wieder auf seinen Platz gebracht. Es blieb ihm nichts mehr übrig als den Kopf bald links und rechts zu drehen, um den fatalen Pinsel zu vermeiden, allein umsonst; seine Stirne, seine Nase, seine Backen und Ohren waren eingeseift. Wollte er schreien, so waren seine Anstrengungen nicht glücklicher; das unermüdliche Männchen füllte ihm den Mund mit Schaum und fuhr heftiger fort als je. Mit einer Hand hielt er ihn bei der Gurgel, mit der andern verfolgte er sein Einseifen, lachte aus vollem Halse und ängerte eine lärmende Freude

bei der Scene die er vor Augen hatte. Endlich gelang es dem Barbier einige Worte herauszubringen, und er bat aus allen Kräften um Gnade, indem er versprach, seinen Peiniger zu jeder Stunde und wo er wollte zu rasiren, mit Hint-ansehung der Befehle des Dr. Dedimer Danderhead und des akademischen Senats.

Diese Erklärung ließ ihn frei aufathmen. Soeben schlug es elf Uhr. Zuerst suchte er sich von dem Schaum zu reinigen, der seine Demüthigung bewies, während dessen Urheber sich auf den Stuhl niederließ und sich fast zu todt lachte.

Indessen der erstaunte Barbier seine Instrumente bereitete um an seinem Gegner, zwar auf eine ganz andere Art, die Operation vorzunehmen, konnte er sich einigermaßen von der Erschütterung erholen, die er empfunden hatte. Nachdem Rasirmesser und Seifenschaum genug bereit, und eine Serviette unter dem Kinn seines neuen Kunden angebracht war, wollte er anfangen, als dieser ausschrie: „Halt ein.“ Der wie ein auf der That ertappter Wilddieb erschreckte Barbier trat um einige Schritte zurück, indem er den andern mit übel verborgenem Schrecken ansah. „Sind Sie vielleicht Willens mir die Gurgel abzuschneiden?“ sagte der Fremde mit erhabener Stimme. — Mein Geschäft ist, die Härte abzuschneiden, aber nicht die Gurgel; erwiderte unterthänig der Barbier. Ohne Zweifel, allein ich bin nicht genöthigt Ihnen auf ihr Wort zu glauben; geben Sie also Acht. Wenn Sie mir die Gurgel abschneiden, so verschmettere ich Ihnen das Hirn, und damit fertig. Sogleich zog er aus einer der großen Taschen seines Rockes eine Sattelpistole heraus, spannte dessen Hahn, und legte sie neben sich auf den Stuhl. Fangen Sie jetzt an, fuhr er fort; erinnern Sie sich aber daß, wenn Sie mich auch nur im geringsten am Kinn rizen oder ein Haar stehen lassen, ich durch ihren Dummtopf eine Kugel jage!

Beim Anblick dieser Waffe verdoppelte sich der Schrecken des Barbiers. Seine Hand zitterte wie Espenlaub und er brauchte zehnmal mehr Zeit seine Seife zu bereiten als je bei einer andern Gelegenheit. Er fürchtete sich das Rasirmesser an das Kinn eines so gefährlichen Klienten zu bringen und beschloß die Seife unbestimmt anzureiben, eher als sich der Gefahr auszusetzen den Kopf durch eine Kugel zerschmettert zu haben. Dieser Verzug war ihm nützlich und gab seiner Hand Zeit ihre Festigkeit zu erhalten.

Der Fremde fand nichts dagegen einzuwenden; im Gegentheil schien seine gute Laune unter dem angenehmen Kitzeln des Pindels wieder auf-

zuwachen; er fing an hell auf zu pfeifen und schlenderte selbstgefällig den Schaum seiner Lippen auf des Barbiers Angesicht.

Schon war eine halbe Stunde verflossen, seitdem letzterer angefangen hatte und er blieb noch immer bei dieser Vorlehrung, welche dem Männlein zu gefallen schien; denn weit entfernt sich zu beklagen, fuhr er fort zu pfeifen und zu trillern zum großen Aerger des Künstlers, der mit der größten Verlegenheit seinen Pinsel leicht auf einer so reizbaren Pbyssionomie spazieren ließ.

Seit drei Viertelstunden seifte er das Kinn dieser sonderbaren Person ein ohne das Ende seiner Arbeit einzusehen; denn das Männlein lachte ihn nur aus, und das ewige: „Seife immer fort“ scholl aus seinem Munde, so wie der Barbier bereit schien seinen Pinsel zu verlassen; da erinnerte er sich an die Strafe welche ihm seine erste Widerstrebung zuzog; zudem lag die drohende Pistole vor seinen Augen.

Nie befand sich ein Mensch in einer so peinlichen Lage. Er war so zu sagen kraftlos unter der Macht eines Zauberers dem er sich nicht entziehen konnte. Sein Willen war weg und jede Bewegung seines Körpers war demselben entgegengesetzt.

Was konnte er machen? Hielt er einen Augenblick inne, so ertönte in seinen Ohren das ewige: „Seife immer fort;“ wollte er ein Rasirmesser nehmen, so ward er durch den nemlichen Schrei aufgefordert; weigerte er sich zu rasiren, so lief er Gefahr selbst rasirt zu werden.

„Seife immer fort“, schrie der Fremde mit Donnerstimme, zog seine Finger durch die Locken seiner schwarzen Haare und ließ beim Vachen einen Mund sehen, der im Stande gewesen wäre den Vollmond zu verschlucken. „Ich kann's nicht mehr aushalten, sagte endlich der Barbier und ließ seine Hände vor Mädigkeit sinken. „Sie können's nicht mehr aushalten, sagen Sie, mein Alter? Ich will Sie davon heilen. Nun, nehmen Sie einige Tropfen von diesem wundervirkenden Getränke, der Teufelselixir des Doctors Faust.“ Bei diesen Worten zog er aus seiner Tasche eine Bouteille rothen Getränkes, entpfropfte sie, und ehe sich der Barbier verjah, zwang er ihn die Hälfte davon zu trinken. Jetzt, sagte er, seife immer fort; es gibt nichts Besseres.

Durch die Schnelligkeit dieser That verwirrt, hatte der Künstler keine Zeit nachzudenken, tauchte neuerdings den Pinsel in die Seife und fuhr fort wie zuvor. Vom Getränke erhitzt, fühlte er neue Kräfte in seinen Gliedern, während das Männlein unaufhörlich fortschrie: „Seife immer fort,“ und Fragen dazu schied.

Wir haben gesagt daß die Universitätsuhr elf Uhr geschlagen. Eine halbe Stunde war verfloßen und Mitternacht rückte an.

Der Barbier setzte seine Arbeit unbestimmt fort, und der Fremde seine ewigen Verwünschungen. Ueber seine Lippen floß unaufhörlich das „Seife immer fort“, das ein tiefer Verzweiflungsseufzer des Barbiers gewöhnlich begleitete. Endlich wurde es so dunkel, daß letzterer kaum noch seinen Pinsel und seine Seifenschachtel sah. Nachdem die Lampe einige Blitze ihres zitternden Scheines gegeben wie eine auslöschende Lusterscheinung, ging sie aus, und im Ofen waren nur noch einige glühende Kohlen, welche etwas Wärme, aber keine Helle verbreiteten. Das Zimmer war nur durch den bloßen Mondschein beleuchtet.

Des Barbiers Haus hatte einen Ausgang auf den Collegiumsriedhof, der mit hohen Mauern umgeben war und jeden Abend regelmäßig geschlossen wurde. Das Leiden stählte seinen Muth, er wandte sich plötzlich um und richtete seine Schritte nach der Thüre, in der Hoffnung zu entweichen. Leider! hatte er kaum einige Schritte gemacht als ein: „Seife immer fort“ viel stärker als zuvor wie ein Donnerstreich in seinen Ohren ertönte, und ihn von seinem Entschluß abstehen machte. Er nahm seine Arbeit wieder auf und feuchtete den Bart des Männleins an wie vorher. Dieser schien ausgeschlafen zu haben und fing mit unaussprechlicher Kraft an zu singen, zu pfeifen und gräglich zu lachen.

„Ich hoffe, Sie werden nicht müde sein, mein Alter? Wollen Sie einen zweiten Schluck Elixir? — Wir brauchen eher ein Licht als Elixir, erwiderte der Barbier mit Mühe.

— Nun, so seifen Sie nur fort, die Lichter werden uns nicht fehlen. Da sind zwei die Ihnen genügen werden. Haben sie schon hellere gesehen? lieber Alter.

Der Barbier fuhr zusammen und wich erschrocken zurück: er hatte Ursache dazu; denn mitten in der Dunkelheit sah er zwei schrecklich schimmernde Augen auf sich geheftet. Es waren jene des Männleins. Ihr Glanz glich dem gränlichen Schimmer der Kobolde die man noch auf den Friedhöfen antrifft. Unter ihrem Widerschein, so viel man durch die Seife die Farbe entscheiden konnte, wurden seine Backen carmesinroth, sein dichtes Kopfhaar schien in lauter Schlangen verwandelt, und wenn er lachte, so glichen sein Mund und seine Gurgel einem glühenden Schmelzofen. Der Athem dieser brennenden Quelle war entzündet, schwefelig, erstüekend wie eine Ausdünstung aus der Hölle. Der Anblick

eines so schrecklichen Schauspiels überstieg die Kräfte des Barbiers. Er sah nur in der Flucht noch Heil; er warf Pinsel und Seifenlade weg, und stürzte der Thür zu, indem er in seiner verzweifeltsten Herzensangst ausrief: „Herr! Herr! erbarme Dich meiner: ich habe den Teufel rasirt!“

Er lief über den Friedhof auf den seine Wohnung einen Ausgang hatte. Nichts vermochte ihn anzuhalten; er sprang über die Grabsteine, die Hügel, die Gräber, über Alles was ihm in den Weg kam. Kaum war er eine halbe Minute entflohen, als das schreckliche Gelächter des Fremden und seine noch schrecklichere Stimme: „Seife immer fort!“ in seinen Ohren erschollen. Einen Augenblick nachher hörte er dessen Tritte, was ihn seine Flucht noch beschleunigen machte, allein umsonst. Vom Männlein eingeholt, sah er dessen seifenbedecktes Gesicht, die Serviette unter dem Kinn und die Pistole in der Hand.

In seiner Verzweiflung richtete er seine Schritte nach dem Glockenthurm, dessen Thüre offen war. Eiligst stürzte er hinein und wollte die Thüre hinter sich zuschlagen, allein der andere kam ihm auf dem Fuß nach. Es war keine Zeit zu verlieren; mit Bligeschnelle erstieg unser Fliehender die Treppe des Thurmes. Oben befand sich eine Thür, welche auf eine äußere Terrasse führte; wenn er sie erreichen könnte, wäre er gerettet, da er die Thüre nur von außen zuzumachen brauchte, um seinen verfolgenden Feind anzuhalten. Vergebene Hoffnung! so wie er die Terrasse erreichte, stand das Männlein hinter ihm.

Ueber ihnen erhob sich die Kirchturmsspitze zu einer Höhe von hundertdreißig Schuhe, unter ihnen gähnte noch ein tieferer Abgrund. Der Barbier flüchtete sich an's äußerste Ende; er war bleich vor Schrecken und Verzweiflung; seine Zähne klapperten, seine Beine zitterten. — „Hah! hah!“ schrie sein Verfolger; an was denken Sie jetzt, mein Alter? Seifen Sie nur allzeit herzhast fort bis sechs Uhr Morgens, es sind nur noch fünf Stunden; nichts ist nützlicher als eine kleine Bewegung.“ Er endigte durch eines seiner unausstehlichen Gelächter.

„Nun, nehmen Sie Ihren Pinsel und Ihre Seifenschachtel. Wo haben Sie aber dieselben hingbracht? — Ich habe Sie weggeworfen, stammelte der vor Schrecken zitternde Barbier. — Weggeworfen! ich habe wohl auch Lust Sie ebenfalls hinabzustürzen! Ein Luftpflug von diesem Glockenthurm herab wäre ein hübsches Schauspiel bei einem so schönen Mondschein.“

Bei diesen Worten packte er den Barbier bei der Nase, hob ihn ohngeachtet seines Flehens



Ein Mann, der sich von dem Balkon stürzt, ist ein Bild der menschlichen Schwachheit. Er ist ein Bild der menschlichen Schwachheit, der menschlichen Schwachheit, der menschlichen Schwachheit.

Ein Mann, der sich von dem Balkon stürzt, ist ein Bild der menschlichen Schwachheit. Er ist ein Bild der menschlichen Schwachheit, der menschlichen Schwachheit, der menschlichen Schwachheit.

um Gnade in die Höhe, und hielt ihn mit ausgestrecktem Arme außerhalb der Terrasse. Der Schrecken des armen Mannes, der sich so über dem Abgrunde an der Nase hängen sah, ist leichter zu begreifen als auszudrücken. Er zappelte und streckte seine Arme nach allen Richtungen aus. Er schrie schrecklich, bat um Gnade so deutlich als ihm das Klemmen seiner Nase es erlaubte, und versprach das Männlein bis an sein Lebensende zu rasiren. Er stellte das Unglück vor, in welches durch seinen Tod seine Frau und seine Kinder gestürzt würden und wendete Alles an, um das Herz seines Peinigens zu rühren; allein umsonst; das Männlein ließ sich nicht erweichen; es machte den Daumen und den Zeigefinger auf und der Barbier fing einen Haß von hundertdreißig Schuhe in den Abgrund an: er pürzelte den Kopf bald oben bald unten. Während der wiederholten Pürzelbäume sah er bisweilen seinen Gegner über sich auf das Geländer der Terrasse gestützt, das Gesicht eingeseift und aus vollem Halze lachend; zugleich hörte er ihn das unaufhörliche: „Seife nur zu!“ nachrufen. Am fürchterlichsten aber waren dessen feuer-speiende Augen, welche ihm einigermaßen als Leichtenkerzen in seinem Falle dienten. Beim Näherkommen zur Erde wurde das Gefühl des Barbiers schrecklich. Sein ganzer Körper schauderte krampfhaft, sein Athem war schwer und seine Brust bekloffen; wie eine Schnecke suchte er sich zusammenzurumpfen.

Endlich kam der Augenblick wo er zerschmettert sein würde; allein je näher er der Erde kam, desto langsamer wurde sein Sinken, gegen alle Gesetze der Natur. Endlich wurde die Bewegung so langsam, daß der Barbier in den Lüften schwebend schien. Ein guter Engel hatte ihn in seine Arme genommen, und anstatt zerschmettert zu werden, berührte er sanft die Erde. Als er sich umdrehte, fühlte er etwas an seiner Seite: es war seine Frau. Zu seiner großen Zufriedenheit überzeugte er sich, daß er einen bösen Traum gehabt.

Eine Begegnung am Meeresufer.

I.

Ich hatte den Sommer in Trouville zugebracht, um meine zerrüttete Gesundheit durch Seebäder wieder herzustellen. Es war am 12. Oktober. Am folgenden Morgen wollte ich Trou-

ville verlassen. Ich hatte mit allen Müßiggängern meiner Art mich umgetrieben, die rauschenden Vergnügungen des Casinos genossen, mich an dem üppigen Grün der Umgebungen erquickt, in dem Wellenschlag des Meeres gebadet, auf dem Sande des Ufers promenirt, kurz so angenehm gelebt, als es dies nenaufblühende Seebad nur gestattete.

Der herbstliche Nordwind hatte alle Crinolinen verschleucht, es war leer um mich geworden und ich fühlte auf's Neue, wie wenig Geschmac ich am Einsiedlerleben habe, indem ich es einige Tage lang zur Genüge kostete. „Fort“, sagte ich eine Stunde vor dem Mittagessen zu mir, „noch einen Abschiedsblick auf das Meer“. Ich stieg die Stufen des Gartens am Hotel de Paris hinab und schritt zum letzten Male über den Sand hin. Das Schauspiel war wirklich prachtvoll. Ich konnte nicht umhin, die vielbedeutende Bemerkung zu machen, daß ich nichts der Art selbst in der Pariser Oper gesehen. Das Meer stieg, indem es seinen endlosen Hymnus sang. Die Seemöven suchten ihre nächtlichen Schlupfwinkel. Die Sonne sank am Horizont hinab und warf ihren Purpurmantel über die Wellen. Die steilen Felsen von Billers hoben sich schwarz von einem hellgrauen Horizonte ab.

Ich athmete mit wollüstigen Zügen die salzige Luft ein, die die menschlichen Kräfte zu verdoppeln scheint. Auf diese Weise kam ich an einen kleinen Damm. Ein junger Mann im geistlichen Kleide war dort allein wie ich. Ueber die Balustrade hingebeugt, folgten seine Blicke den Wellen mit einem eigenthümlichen Ausdruck. Sein Hut lag zu seinen Füßen und man konnte deßhalb sein Gesicht bequem betrachten. Er war schön, von jener kräftigen Schönheit, welche Menschen aus dem Volke eigen ist. Seine hellblauen Augen kontrastirten mit seinen rabenschwarzen Haaren. Er schien mein Kommen nicht zu bemerken, und ich benützte seine Zerstreuung, um ihn mir genau zu betrachten. Seine Hände waren gefaltet. Sein Mund schien ein Gebet herzusagen. Bald sah ich sein Gesicht sich zusammenziehen und große Thränen über seine Wangen rollen. Da er sich jetzt umdrehte, so konnte ich ihn von vorne sehen und ich trat vor Erstaunen, ja vor Bewunderung, einen Schritt zurück, als ich das Ehrenzeichen auf seiner Brust bemerkte.

Er trug — wie die Soldaten der Orientarmee, die Krimmedaille! — So jung noch! dachte ich; und nicht bloß ein Priester, sondern bereits ein Held! Welche Rolle hat er wohl in dem Riesenkampf gespielt? Kurz, mein In-

teresse war so lebhaft angeregt, daß ich um den Preis der Indiscretion das Vertrauen des Unbekannten mir erkaufte hätte. Die Sache schien freilich ihre Schwierigkeit zu haben. Es liegt jedoch glücklicher Weise ein gewisser Magnetismus in der Sympathie.

Nach einigen Minuten, während welcher er unbeweglich dagestanden, wandte sich der Priester nach mir um und schien durch meinen Blick weder überrascht, noch beleidigt.

— Obgleich Sie weite Reisen gemacht, scheinen Sie doch nicht an das Schauspiel des Meeres gewöhnt zu sein? fragte ich ihn mit meinen weichsten Tönen. Man sollte es wenigstens glauben, wenn man Ihre Nahrung sieht. Sie dürfen sich derselben nicht schämen, fügte ich hinzu, die stärksten Herzen werden beim Anblick der großen Werke Gottes weich gestimmt.

— Nicht an das Meer gewöhnt? antwortete der junge Mann mit ersticker Stimme. Ach! wollte Gott! Nein, mein Herr, fuhr er fort, das Meer hat meine Wiege getragen; seine Stimme mischte sich mit der meiner Amme. Ich bin vor achtundzwanzig Jahren an der Küste der Normandie geboren, in der Hütte eines armen Fischers, und so oft ich Urlaub erhalte, um in Trouville meine Familie zu besuchen, gehört mein erster Besuch dieser Bucht des Oceans, denn er ist das große Grab meines Vaters und meines Oheims. Ach! welch' eine Scene, dieser Schiffbruch. Ich sehe ihn noch, als wenn es heute wäre!

Und der junge Abbe, von den Erinnerungen fortgerissen, begann seine Erzählung, ohne daß ich nöthig hatte, ihn zu bitten.

II.

— Es war vor vierzehn Jahren, wie heute, am 12. Oktober. Mein Vater trat in das niedere Zimmer unseres Häuschens.

— Jean, sagte er zu mir, du sollst eine Freude haben. Ich schiffe mich heute auf der „Plate“ mit deinem Onkel Pierre ein und nehme dich mit. Das Wetter ist schlecht, der Fischfang wird um so besser sein. Lebe wohl, Frau! sagte er zu meiner Mutter, indem er sie auf die Stirne küßte. Da kam mein jüngerer Bruder unter dem Kamine hervor, wo er zusah, wie der Thee für die Abfahrt bereitet wurde. — Vater, sagte er, ich bin ebenso stark als Jean; nimm mich auch mit. Ich werde beim Segelwerk helfen! — Meinnetwegen! antwortete mein Vater. Jean kann als Matrose, du als

Schiffsjunge dienen. — Meine Mutter widersprach nie, wenn mein Vater etwas entschied; diesmal wagte sie aber doch zu sagen, was sie auf dem Herzen hatte: Freund, sagte sie, der Knabe ist sehr klein, das Meer stürmisch und wenn du weit gehst . . . — Ach was, versetzte der Vater, willst du aus deinem Jungen einen Stubenhocker machen? Wenn ich ihn mitnehme, so geschieht's, weil ich ihn für stark genug halte. Gib uns jetzt den Thee, gieße den Brantwein hinein und dann vorwärts. — Meine Mutter schwieg und betete zu Gott. Eine Viertelstunde später schifften wir uns im Hafen mit Onkel Pierre ein. Der Tag war gut, der Fang reichlich. Aber kaum war die Sonne eine Stunde hinter den Küsten von England untergegangen, als sich der Wind drehte; das Meer begann sich zu kräufeln, die Wogen gingen so hoch, daß wir einen wilden Tanz mit der „Plate“ tanzten. — Das hat nichts zu sagen, meinte mein Vater, während dem Onkel etwas unheimlich zu Muth war. Wir labirten einige Zeit, aber der Wind blies immer stärker, das Wasser stieg mit donnerähnlichem Geräusch, die Wogen wurden jeden Augenblick wüthender und die Nacht war so schwarz, daß man keinen Leuchthurm mehr unterscheiden konnte. — Nun, rief mein Vater, wir werden diese Nacht nicht mehr nach Trouville zurückkommen, das ist Alles . . . Die Frau wird aber wegen der Kinder in Unruhe sein, fügte er bedauernd hinzu; dafür wird es ihr eine um so größere Freude bereiten, wenn sie sie morgen umarmen kann. — Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein Windstoß unsern Mast brach. Es war ein furchtbarer Moment. Die Barke, durch den Stoß erschüttert, machte einen solchen Sprung, daß mein Vater rücklings in die Wogen fiel. Auf unser Geschrei sah Onkel Pierre, der mit dem Tauwerk beschäftigt war, das Unglück, das geschehen. Er ergreift ein Ruder, das er unserem armen Vater hinhält. Aber während er über Bord gebeugt seine eigene Gefahr vergißt, springt eine ungeheure Woge über ihn hin und reißt ihn ebenfalls hinab. Die beiden Brüder schwammen einige Augenblicke, indem sie ihre unerhörten Anstrengungen, den Bord des Schiffes zu packen, verdoppeln. Es gelang meinem Onkel, und sich verzweigungsvoll anklammernd, war er nahe daran, sich zu uns emporzuschwingen zu können, als er sich an einem Fuße gepackt fühlte. Es war mein Vater, der sich mit der Wuth des Schiffbrüchigen an ihn anklammerte. Es verflossen zwei Minuten, die uns eine Ewigkeit dünkten. Durch den Schreck gelähmt, machten mein Bruder und ich

nicht die geringste Bewegung, nicht einen Versuch, denen zu Hilfe zu kommen, die wir so sehr liebten. Gott hat uns vergeben, weil wir nur Kinder waren, aber ich, o ich werde mir nie vergeben.

Ein herzzerreißendes Schluchzen unterbrach hier die Worte des Erzählenden. Mit einer energischen Bewegung die Hand auf die Augen legend, schien er eine furchtbare Vision verschwehen zu wollen und fuhr fort: Der Kampf konnte nicht lange dauern. Der Wind hatte sich wieder gedreht. Das Wasser brauste immer ungestümer. Der Mond trat aus einer Wolke heraus und erleuchtete die Scene des Todestampfes. Eine entmastete Barke, welche an den Wogen hinaufstieg und hinabstürzte, zwei erstarrete, bewegungslose Kinder in Verzweiflung . . . ein an Bord angellammerter Arm und zwei tiefende Köpfe, die bald auf-, bald abtauchten. — Mein Bruder, rief endlich unser Dntel, meine Kräfte sind erschöpft, bald muß ich die Barke loslassen und wir gehen dann beide zu Grunde. Was soll aus der Frau und den Kindern werden? — Mein Vater antwortete zuerst nichts, dann sagte er, zwischen zwei Wogen schwebend: Du hast Recht, Pierre, ich vertraue sie dir an! . . . Gott meine Seele! dem Meere meinen Leib! Und seine letzte Stütze aufgebend, sank er in den Abgrund. — Ach! dieses Opfer väterlicher Liebe war nutzlos. Schon vorher ermüdet und durch die letzte Anstrengung seines Bruders erschöpft, konnte mein Dntel den Bord der „Plate“ nicht länger halten. Ehe er ihn ganz losließ, rief er mit ersticker Stimme die Worte: Heilige Jungfrau, rette diese Kinder! . . . Ich weihe dir den Ältesten! . . . Jean, Jean! erinnere dich! Wenn du den Fuß auf die Erde setzt, werde um der Ruhe unserer Seelen zum Dank für die Erhaltung deines Lebens Priester Gottes! Und die müde Hand zurückziehend, sank er unter. Dreimal noch erhob er auf dem Scheitel einer schäumenden Woge; dann sahen wir ihn nicht mehr und blieben allein zwischen Himmel und Meer. Was seit jenem Augenblicke geschah, wissen wir nur aus der Erzählung Anderer. In dem tiefsten Grunde der Barke zusammengesauert, erstarrt mehr durch den Schrecken als das Wasser, das uns bespülte, hatten wir keine Thräne, keinen Laut. . . Es schien, daß wir vollständig das Bewußtsein verloren, als man uns später dicht an einander gepreßt wieder fand.

III.

— Der Sturm hatte aufgehört, ehe der Tag anbrach. Eine Strömung hatte die „Plate“ nach Trouville getrieben. Sie war noch ziemlich entfernt, als die Fischerbarken den Hafen verließen. Die Matrosen auf einer derselben sahen unsere Wuschel ohne Mast und Segel auf den Wellen einhertreiben. Sie steuerten auf uns zu, und bald erkannten sie das Schiff meines Vaters. Ach, es war ein gutes Schiff, an der ganzen Küste der Normandie bekannt. Die guten Matrosen weinten deßhalb auch, als sie sahen, daß es nur noch ein Körper ohne Seele war. Durch die Strömung getrieben, kamen wir ihnen bald nahe. Die beiden Schiffe bordeten und einer unserer Retter sprang auf die „Plate“. Wie groß war sein Erstaunen, als er zwei arme kleine halbtodte Kinder traf. Er nahm uns in sein Schiff. Man rieb uns mit Brauntwein und hüllte uns in warme Tücher. In der rauhen Schale der Seelente ist ein weicher Kern. — Heute wird nicht gefischt, sagte der Schiffsherr, wir wollen die Kinder rasch ihrer Mutter bringen. Sie verliert genug, die arme Frau, daß sie nicht länger auf die warten soll, die ihr bleiben, um sie zu trösten! — Ich kann Ihnen die Verzweiflung meiner Mutter nicht schildern. Längst ehe der Tag angebrochen, stand sie, die Beute der furchtbarsten Angst, auf diesem Damm, wo wir jetzt stehen. Sie erkannte die „Plate“, als sie noch fern war, und als sie sie auf dem Meere wie eine Leiche schwimmen sah, erkannte sie die ganze Größe ihres Unglücks. Als man uns lebend in ihre Arme legte, hatte sie noch die Kraft, einen Freudenschrei auszustößen, da sie sah, daß sie doch nicht Alles verloren. Man führte uns in das Haus der Großmutter, die auf einmal den Tod ihrer beiden Söhne erfuhr. Es dauerte lange, bis wir wieder sprechen konnten. Wir lagen auf einem großen Bette, die Blicke auf die Flamme des Kamins gerichtet, ohne daß man eine Aufhellung über die Geschichte bekommen konnte. Endlich, gegen Abend, als alle Welt um uns her saß und weinte, öffnete sich mechanisch mein Mund und ich sprach mit dumpfer Stimme die letzten Worte vom Dntel Pierre: Jean, erinnere dich, du sollst Priester Gottes werden! Ich wiederholte dies die ganze Nacht hindurch.

— Erst vierundzwanzig Stunden später bekam ich meine Kräfte wieder und konnte meiner Mutter erzählen, was Sie soeben vernommen.

Dies der Grund, weshalb Sie mich heute in der Soutane hier sehen, schloß der junge Abbe. — Es ist eine hübsche Erbschaft, die mir mein Onkel hinterlassen, fügte er mit einem begeisterten Blick zum Himmel hinzu.

IV.

— Aber, mein Herr, begann ich mit einem Blick auf seine Medaille, Sie haben mir nur die Hälfte Ihrer Geschichte erzählt: dürfte ich Sie fragen, wie Sie das Gelübde des Schiffbruchs erfüllt, und wie Sie zu dieser Orientmedaille gekommen?

— Sogleich am andern Tage, fuhr er fort, indem er über die Thatfachen wegging, die zu seiner Ehre dienten, suchte ich den Herrn Pfarrer von Trouville auf und erzählte ihm Alles, was geschehen war, und wie meine Tage, nachdem ich durch ein Wunder gerettet worden, fortan Gott und seinem Altare gehörten. Der Herr Pfarrer umarmte mich, segnete mich und erhielt eine Stelle im Seminar von Lisieux für mich. Ich weinte heftig, als ich Trouville und seine Dünen verließ; die „Plate“ wurde für meinen Bruder hergestellt. Das Meer ist eine Sirene, und obgleich es meinen Vater und meinen Onkel verschlungen, liebe ich es doch und werde es ewig lieben. Der einfache Fischer ist ein Menschenfischer geworden, wie die Apostel. Mit dem vierundzwanzigsten Jahre erhielt ich mit Dispensation die priesterlichen Weihen. Meine Mutter und mein Bruder wohnten diesem feierlichen Akte bei. Sie können sich denken, wie sie bei meiner ersten Messe weinten, die ich für die Seele meines Vaters und meines Onkels las. Der Bischof ernannte mich sogleich zum Vikar; aber ich warf mich zu seinen Füßen und erinnerte ihn an mein Abenteuer: Ich bin ein Sohn des Meeres und des Sturmes, Monseigneur. Im Namen des Meeressternes, dem man mich geweiht, geben Sie mich dem Meere und dem Sturm zurück. Die Wöde hat keine Flügel und keine Stimme, wenn sie nicht auf dem Felsen ruht oder zwischen Himmel und Wasser

schwebt. Da mir das Heil der Seelen anvertraut werden soll, so geben Sie mir das der Matrosen; und erlauben Sie mir, in die Reihe der Almoseniere der Orientarmee einzutreten. Der Bischof erhörte mich und schickte mich zum Abbe Coquerreau.

V.

— Vor drei Jahren stieß ich auf dem Montebello zur Equipage des Admirals Hamelin und machte die Cholera, den Typhus, die Stürme und die Schlachten der Krim mit. Ich stand vor Sebastopol auf der Dunette des Admirals Hamelin zwischen Robert Fitzjames und dem jungen de La Bourdonnais, als eine russische Bombe uns alle zu Boden warf. Gerettet durch Maria, hob ich den verwundeten Admiral und den durch das Plagen der Bombe geblendeten Fitzjames auf. Ich stand bei Tausenden von Todten und Sterbenden an der Alma, bei Inkermann, bei Traktir, an der Tschernaja und bei den Angriffen auf den Malakoff. Den Ersteren öffnete ich den Himmel, den Letzteren gab ich das Leben wieder, indem ich den Muth und die Frömmigkeit der Einen und Andern bewunderte. Man gab mir zuletzt die Orientmedaille, wie jenen Tapfern, obgleich ich nichts als meine Pflicht gethan. Und in der Erwartung, daß ich mich wieder einschiffen werde, kam ich, um in Trouville noch einmal meine gute Mutter zu sehen, und die neue Barke meines Bruders, des Fischers, zu segnen. Das ist meine ganze Geschichte, die Sie wissen wollten.

— Sie ist schön und erbauend genug, sagte ich, um mich verpflichtet zu fühlen, sie auch Andern als Beispiel erfüllter Pflicht zu erzählen.

Wir verließen uns, indem wir uns die Hand drückten, und ich schied nicht ohne Schmerz, den rasch gewonnenen Freund verlieren zu müssen.

Jener Abend wird aber zu meinen schönsten Erinnerungen an das freundliche Trouville gehören.